Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Friedrich Christoph Dahlmann

Springer, Anton (Kunsthistoriker)

Leipzig, 1872

Der Ausgang des Lebens (1850-1860)

urn:nbn:de:hbz:5:1-26537

Visual Library

Der Ausgang des Lebens.

1. Tod der zweiten Frau.

Geschädigt am Leibe, im Geiste verdüstert, kehrte Dahlmann nach mehr als zweijähriger Abwesenheit im Herbste 1850 wieder nach Bonn zurück. Die harte Arbeit der letzten Jahre, mit ihrem plötzlichen Wechsel zwischen gewaltigster Anspannung aller Kräfte und dann wieder bald kürzeren bald längeren Ruhepunkten dem an einen streng geregelten, gleichmäßigen Lebensgang gewöhnten Manne doppelt beschwerlich, hatte seine Gesundheit tief erschüttert, eine Wasserkur in Elgersburg bei Ilmenau sein Leiden wohl gemildert, aber nicht gehoben. Noch viel schwerer als an den körperlichen Leiden trug Dahlmann an dem Schmerze über die trostlose Lage der vaterländischen Dinge. Derselbe wurde durch den Eintritt in die alten Verhältnisse nicht gelindert. Im Gegentheil erhielt derselbe durch Alles, was Dahlmann in Bonn sah und hörte, eine peinliche Verschärfung, einen persönlichen Stachel. Als gefeierter Mann war er unter hellem Zurufe des Volkes, von der Gunst der Fürsten getragen, im März 1848 von Bonn ausgezogen. Vollkommen gewiß erschien sein Sieg, und unbedingt gesichert der Triumph der von ihm geführten Sache. Als geschlagener Mann, von den Demokraten verspottet, von den Fürsten scheel angesehen, an der Kraft der eigenen Partei verzweifelnd, kehrte er heim. Die Erfolglosigkeit seiner Politik galt Vielen als Beweis ihrer innern Unfruchtbarkeit, und daß Dahlmann dieselbe mit so zäher Beharrlichkeit verfochten, als ein Zeichen seines doctrinären Eigensinns.

In den engeren Universitätskreisen herrschte, wenn auch nicht gerade Schadenfreude über den plötzlichen Sturz des Collegen aus einer vielbeneideten Stellung, so doch ein gewisses selbstgefälliges Bedauern über seine großen Irrthümer; man gönnte ihm wohl Theilnahme, dankte aber insgeheim dem Himmel, daß man weiser und vorsichtiger gewesen als Dahlmann, und sich nicht in Frankfurt compromittirt habe. Denn mit ungünstigen Augen betrachteten gar manche Professoren die Thätigkeit der Frankfurter Nationalversammlung. Noch stand es mit unserer politischen Bildung vielfach so, daß historische oder juristische Gelehrsamkeit auszureichen schien, um auch in Sachen des Staates mitsprechen zu dürfen; ja es galt gar nicht selten die Politik für vogelfrei, an welcher Jedermann nach Belieben seine Kraft und Lust versuchen könne. Vortrefflich hatte Dahlmann dieses Uebel geschildert, als einmal von Thibauts Wunderlichkeiten in dessen alten Tagen die Rede war. „Das ist die Strafe, daß wir Deutsche eben kein großes Vaterland haben, keine Zustände, die uns überlegen sind. So kommt es, daß der Einzelne Alles umfassen und bedeuten will und am eifrigsten bei den Dingen wird, die er am wenigsten versteht.“ Die Frankfurter Nationalversammlung hieß das Professorenparlament. In der That war in demselben bei allen Parteien das gelehrte Element auffallend stark vertreten. Kein Wunder, daß die Fachgenossen sich besonders urtheilsfähig glaubten, daß ferner diejenigen, welche durch keine Wahl geehrt worden waren, nicht immer frei von eifersüchtigen Gefühlen blieben und sich jetzt nach dem trübseligen Ausgange der Frankfurter Versammlung für die vermeintliche Zurücksetzung durch herbe Kritik schadlos hielten.

Auch wo solche Beweggründe nicht walteten, war die Stimmung dem Frankfurter Parlament entschieden feindselig. Die Uebergriffe und Gewaltthaten der demokratischen Partei traten den Fernstehenden am deutlichsten entgegen, von der Partei des Centrums hörte man nur, daß sie sich mühsam gegen die Linke behaupte und oft eine größere Nachgiebigkeit zeige, als es sich eigentlich mit ihren Grundsätzen vertrug. Da die Republikaner es auch verstanden, sich überall in den südwestlichen Landschaften einen örtlichen Anhang zu schaffen und

durch gewaltigen Lärm und wüstes Geschrei die ruhigen Bürger schreckten, so empfing in den Augen der letzteren der politische Kampf der Vorjahre die Färbung einer demokratischen Bewegung, und Viele, welche in den Märztagen 1848 für die Rechte und Freiheiten des Volkes geglüht hatten, entdeckten 1850, daß die Macht der Regierungen nicht genug gesichert werden könne. Zu besonderer Loyalität forderte aber noch in Bonn die Anwesenheit der jungen Fürstensöhne auf, welche in großer Zahl gerade damals die Universität besuchten. Den Prinzen den Aufenthalt so heiter und angenehm als möglich zu machen, alle Erinnerungen an die trübe Revolutionszeit von ihnen fern zu halten, durch höfische Liebenswürdigkeit und einen leicht hüpfenden Ton den schweren Ernst des Lebens vor ihnen zu verbergen, erschien als die wichtigste Aufgabe. Dazu paßte nun Dahlmann schlecht mit seinen mürrischen Mienen, seinen bitteren Worten, seinem unverrückten Hinweisen auf die blutenden Wunden des Vaterlandes; gern wich man ihm aus und fand zuweilen die engeren Beziehungen zu ihm in demselben Maße unbequem, als man sich einige Jahre vorher durch die nähere Bekanntschaft mit ihm geehrt fühlte.

Schon Frau Dahlmanns Briefe, im Winter 1849 an ihren Mann nach Berlin gerichtet, sind voll von Klagen über den reactionären Geist, der in Bonn herrsche, über die ungerechten Anklagen, welche gegen das Frankfurter Parlament geschleudert werden, und über das geringschätzige Urtheil, das man geflissentlich, wenn von dem deutschen Verfassungswesen die Rede sei, zur Schau trage. Auch dem alten Arndt wurde es, seit er aus Frankfurt zurückgekehrt war, nicht warm um's Herz. Mußte er es doch erfahren, daß man seine Zornesworte, die er freilich in vornehmster Gesellschaft am wenigsten sparte, damit entschuldigte, er sei eben geistig bereits zurückgegangen. Er zog es vor, in seinem Häuschen am Rheinufer mit seinen Bäumen in gewohnter Weise zu sprechen, als den neuen höfischen Ton noch anzulernen. Nicht anders machte es Dahlmann. Seiner Natur entsprach ein großer Verkehr ohnedieß nicht, und geräuschvoller Geselligkeit fern zu bleiben, däuchte ihm keine Entbehrung. Mit großer Seelenruhe hörte er die Entschuldigung an, man könne ihn zu diesem

oder jenem Abendschmause nicht einladen, weil sich ein Prinz angesagt hätte; er ertrug es auch, daß man die Prinzen vor dem Besuche seiner Vorlesungen über Politik warnte, weil er in denselben revolutionäre Grundsätze predige. Er beklagte nur das Schicksal solcher Herren, „im Flüsterkreise der Frömmelei leben zu müssen" und dachte an den Goethischen Spruch: „Hier leben die Menschen mit einander, wie Erbsen in einem Sacke, sie reiben und drücken sich, es kommt aber nichts weiter dabei heraus, am wenigsten eine Verbindung." Dahlmann fügte auf dem Blättchen, auf welchem er diese Worte eingezeichnet hatte, hinzu: „So schrieb Goethe am 25. October 1780. Sind wir nach siebzig Jahren weiter gekommen?" Aber einen sittlichen Widerwillen gegen das kleine, unwürdige Treiben, das er in seiner Nähe schaute, konnte er nicht überwinden. Aus diesen Erlebnissen und aus den Erfahrungen, die er bei seiner Vertreibung aus Göttingen gesammelt hatte, baute sich das furchtbare Wort auf, das er gegen seine Standesgenossen in seinen letzten Lebensjahren einmal schleuderte: „Der Weg der Professoren ist meistens mit Gemeinheit gepflastert." Die Gegner rächten sich, indem sie Dahlmann als stumpf geworden darstellten.

Wie wenig stumpf er war, wie er bei aller Verbitterung und Gereiztheit sich dennoch die volle Kraft des Geistes und das Interesse an den Staatsdingen bewahrt hatte, wie er sogar wieder daran dachte, in literarischen Arbeiten Erholung und Kräftigung zu suchen, zeigt folgender Brief (2. Nov. 1850) an Reimer in Leipzig: „Da habe ich mich denn, lieber Freund, im Laufe dieser Woche wieder in meine Vorlesungen eingepfercht und da die Studenten noch immer thöricht genug sind, mich zahlreich hören zu wollen, so vertreibt mir diese Beschäftigung manche finstern Gedanken. Zugleich aber machen mir meine Vorlesungen doch recht viel zu schaffen, nicht allein die Politik, die doch in vielem Betracht jetzt anders angegriffen sein will, sondern, und noch mehr die neuere deutsche Geschichte, die ich dies Mal versprochen habe bis auf 1850 zu führen — und ich rüste mich dazu Wort zu halten. Das erfordert denn mannigfache Vorarbeit, die mir täglich zu schaffen macht; sie kann möglicher Weise noch künftig auch einmal zu einem Druckwerk führen, allein für jetzt

ist denn doch noch an nichts der Art zu denken. Auch muß ich, so leid es mir thut, alle andern Pläne, denen Sie nachfragen, vorläufig zurückstellen. — Dieser Tage war Frau Gervinus bei uns, die mit ihrem Manne aus London zurückgekehrt ist. Er ist einstweilen wieder nach Holstein gegangen. Für die wackern Männer dort ist, fürchte ich, das Messer schon geschliffen. Mögen sie denn, wenn einmal auch das ertragen werden muß, mit Ehren fallen, um dereinst, wenn die rechte Stunde kommt, wieder aufzuerstehen. So aber werden die einzigen Blüthen abgemäht, deren man sich als ächt Deutscher erfreuen konnte — Schleswig-Holstein und Kurhessen." Am nächsten Tage schloß Dahlmann erst den Brief: „Meine Frau konnte gestern Abend mit ihrem Brief an Ihre liebe Frau nicht fertig werden, da gab ich nach, die Absendung bis heute zu verschieben. Eine Stunde darauf brachte die Zeitung das Einrücken der Bayern und Oesterreicher in Hanau. Wenn irgend noch ein Rest von Ehre in Sanssouci ist, so ist das der Krieg. Traurige Hoffnung unter solchen Umständen. Eben lud mich der junge Prinz von Preußen, der meine Politik, in der es ungeheuer voll ist, hören will, für heute Mittag zum Essen ein. Wenn ich das Unglück hätte, preußischer Prinz zu sein, ich gäbe heute kein Mittagsessen."

Die literarischen Pläne, auf welche der Brief anspielt, beziehen sich auf eine Sammlung der kleineren politischen Schriften aus Dahlmanns Kieler und Göttinger Periode, welche er mit einer Zeitbetrachtung eingeleitet, herausgeben wollte. Reimer und Hirzel, die Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung, welchen Dahlmann seine Absicht mitgetheilt hatte, ließen es an Aufmunterung und freundlicher Mahnung nicht fehlen. „Es wäre mir eine große Freude, schrieb ihm Reimer (5. Sept. 1850), wenn Sie wieder in die Stimmung kämen, die Sammlung Ihrer Schriften mit der politischen Einleitung oder die Fortsetzung der englischen oder der französischen Revolution zum Drucke fertig zu machen. Sie haben mit den ersten Theilen vor 1848 viel gewirkt und würden gewiß auf die, welche nach politischer Verständigung suchen, mit der Fortsetzung mächtigen Eindruck machen." Und als Reimer ihm von einer Uebersetzung der französischen Revolution in das Französische Kunde gab, fügte er

(1. Nov.) hinzu: „Es ist kaum möglich, bei dieser Gelegenheit zu verschweigen, wie sehnlich wir der deutschen Fortsetzung der Revolutionsgeschichte entgegensehen. Das deutsche Publikum würde mit Heißhunger darüber herfallen. Wenn ich aber nach meinem Geschmacke wählen sollte, so würde mir fast noch lieber die verheißene Einleitung zu Ihren politischen Schriften sein. In dieser Zeit der traurigsten Abspannung würde ein kräftiges Wort außerordentlichen Erfolg haben. Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Zeit und Neigung Sie dahin kommen ließen."

Dahlmanns Beschäftigung mit der deutschen Geschichte that natürlich diesen Plänen Abbruch, erregte dagegen die Hoffnung, daß aus seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte ein Buch erwachsen werde. „Der Ruf Ihrer Vorlesungen über die neueste deutsche Geschichte, meldete Reimer (30. Januar 1851) hat sich so verbreitet, daß man schon einige Male bei uns nach dem Buche gefragt hat. Als Hirzel neulich in Berlin war, war Jacob Grimms erste Frage an ihn, wie weit der Druck Ihrer deutschen Geschichte wäre. Als Hirzel ihm sagte, er wisse nichts davon, lachte Grimm ihn aus, daß er das Geheimniß nicht verrathen wolle." Dahlmanns Antwort (11. Februar) bestätigte die Hoffnung, wenn sie auch die Erfüllung noch vorläufig zurückschob. „Ein Berliner Schwätzer ist Ursache, daß das Geträtsche über meine deutsche Geschichte durch die Zeitungen läuft. Er fragte nach der Fortsetzung meiner Politik und ich sagte ihm: die möchte wohl zunächst als Fragment stehen bleiben oder ich schriebe sie einmal um, wie sie jetzt taugte, in einem stärkeren Bande, der das Ganze umfaßte. Doch sei mir jetzt dazu gar nicht zu Muthe, eher könnte ich mich, warf ich blos so hin, möglicher Weise einmal entschließen, eine deutsche Geschichte seit der Reformation herauszugeben. Nun hätte ich freilich vernünftiger davon geschwiegen; wer aber mag denn immer den Diplomaten spielen? — und nun wird plötzlich ein flüchtiger Einfall in Zeitungsartikeln herausgeschwatzt. Das hat mir denn eine ziemliche Zahl von Verlagsanträgen zugezogen."

„Gleichwohl ist doch auch etwas mehr an der Sache, denn es ist mir schon vor diesen schweren Zeiten oftmals durch den Sinn

gegangen, daß ich einen nicht unwürdigen Beschluß meiner Laufbahn dadurch machen könnte, daß ich meine vaterländischen Erfahrungen in solch einem Werke niederlegte. Es würde das drei Bücher und vermuthlich eben so viele Bände umfassen, das erste bis zum Westphälischen Frieden, das zweite bis zu dem Revolutionskriege (1792), das dritte bis auf die gegenwärtigste Gegenwart reichend. Die Behandlung einfach und allgemein faßlich. Auch habe ich diesen Winter schon einige Schritte zu diesem Ziele gethan, indem ich mich mit der Ausarbeitung einiger Capitel gerade aus der neuesten Zeit beschäftigte; ich möchte sagen, ich bin in's Wasser gesprungen, um mich vor dem unerträglichen Regenwetter der Zeitungsblätter zu retten. Auch habe ich mir für nächsten Sommer freiere Hand mit Vorlesungen geschafft. Bei dem Allen steht mein Beschluß noch keineswegs fest. Das Meiste wird auf geistige Stimmung ankommen und daß ich selbst erst Freude an dem Werke gewinne; dann aber steht doch auch von der andern Seite manche Ueberlegung im Wege. Ich bin einmal außer den Staatswissenschaften namentlich für deutsche Geschichte hier angestellt, und das ist nun einmal gewiß, lasse ich ein solches Werk drucken, so lese ich über diesen Gegenstand nicht wieder. Ein Stoff, der diesem an Anziehungskraft gleich käme, ist so leicht nicht gefunden und gewiß keiner von gleichem vaterländischen Werthe für die Jugend. Vortragen aber, was in meinem Buche steht, wäre mir unleidlich; ich weiß schon wie das in meiner Politik mich genirt, wo ich dann doch öfter gar nicht umhin kann, das zu thun. So steht die Sache und ich bin einstweilen zu keinem Entschlusse gekommen, der auch wohl erst erwachsen wird, wenn es nächsten Sommer geschehen sollte, daß mir unter der Arbeit die Sache an's Herz wüchse." „Die beste politische Schule für uns Deutsche ist sicherlich was wir erleben, nur daß es hart fällt, es erleben zu müssen. Wäre gegenwärtig die Glaubenstrennung nicht, so fiele ganz Deutschland in Oesterreichs Hände; denn von Preußen ist jeder Halt gewichen."

Einige Monate später kam Dahlmann nochmals auf den Gegenstand zurück. Am 9. Juni schrieb er an Reimer: „Vor allen Dingen lassen Sie sich nur sagen, daß ich sicherlich meinem Ge-

schichtsplane so leicht nicht untreu werde, vielmehr mich kaum mit etwas Anderem beschäftige; allein es ist einestheils durch den klägelichen Stand der vaterländischen Angelegenheiten der Frühling, möchte ich sagen, aus der Sache hinweggenommen und gewissermaßen jeder Standpunkt verrückt, anderntheils fühle ich es recht an mir, sobald ich die Feder ansetze, wie mir die Schwingen des Geistes beschnitten sind und noch gar nicht wieder nachwachsen wollen. Drittens sind wirklich sehr viele Quellenschriften gerade in den allerletzten Jahren erst erschienen, die ich mir nothwendig aneignen muß, und dabei bin ich denn recht thätig beschäftigt. Das Unternehmen wird jedenfalls langsamer vorwärts rücken, als ich früher wohl, von der Gegenwart mehr getragen, mir denken mochte; allein daß ich es an Beharrlichkeit werde fehlen lassen, wenn mir die Gesundheit leidlich zur Seite steht, glaube ich doch nicht."

Aus dieser Zeit hat sich ein Einzelblatt erhalten, welches beweist, daß Dahlmann nicht allein Quellenstudien eifrig trieb, sondern wirklichen Ernst machte, das Buch zu beginnen. Seitwärts oben auf dem Blatte liest man die von ihm an sich selbst gestellte Frage: „Wie wär's? Ein Buch von deutschem Hader und deutscher Eintracht?" und dann als Antwort in der sauberen, mit den Jahren immer fester und deutlicher gewordenen Handschrift folgende Sätze:

„Ich lege die Hand an dieses Werk vaterländischer Geschichte in einem Zeitpunkt, da die Hoffnungen für Deutschlands Sache tiefer gesunken sind, als leicht je. Große Gedanken waren der Verwirklichung nahe getreten, allein sie sind durch einen Schiffbruch im Hafen in kleinlichem Unverstand in eine Rückkehr zu alten Sünden, vermehrt durch Frevel neuester Art, zurückgegangen: Noch niemals waren sich in dem Grade alle Factoren deutscher Politik entfremdet und dennoch wird von einer baldigen Heilung Deutschlands die Entscheidung über die Frage abhängen, ob unser Welttheil seinen hohen Stand auf Erden Amerika gegenüber, welches ganz andere Wege geht, länger wird vertheidigen können. Unter solchen Umständen lohnt es sich schon zu reden."

„Der schöpferische Sinn, welcher im Alterthum aus Städten der Griechen und Römer Staaten der gediegensten Machtbildung

hervorrief, war bei den Germanen ohnehin nicht zu Hause und ward durch die christliche Lehre noch mehr abgeschwächt und seit die Volksstämme nicht mehr wanderten, weder im Vaterland, noch in die Ferne hinaus zu Kreuzzügen, als das Nebeneinander der Lehnsverfassung sich endlich erschöpft hatte und nun zwei Staaten des Abendlandes, England und Frankreich, das Beispiel gaben, wie eine kräftige Königshand es anzufangen habe, um zur Staatseinheit zu gelangen, war es für Deutschland schon zu spät dazu, hieran ein Muster zu nehmen. Denn hier ließen die Völkerschaften im Volke und hernach diese Staatenschaften im Staate nicht einmal zur Erblichkeit des Königthums kommen; vielmehr ging zu derselben Zeit da die Lehen erblich wurden, die schlecht befestigte Erbgewohnheit des deutschen Königthums für immer grundsatzmäßig verloren. Also krankte das deutsche Reich an zwiefachem Uebel: der Lehnsverfassung, welcher ihre zeitgemäße Umgestaltung nicht geworden war, und dem neuen Uebel des Wahlreiches, für dessen Dauer die deutsche Aristokratie vertraulich Hand in Hand ging mit den Päpsten. So geschah es, daß in demselben fünfzehnten Jahrhundert, in welchem England und Frankreich die Grundlage ihrer Heilung im Einheitsstaate fanden, das deutsche Reich von seiner chronischen Krankheit weder zu genesen, noch zu sterben verstand. Dazu kamen die Uebel im Kirchenwesen, deren tiefen Grund der Leichtsinn Kaiser Sigismunds nicht begriff; alle Mißstände aber trägt vollends die Regierung Kaiser Friedrich III. zur Schau, ein halbes Jahrhundert lang. Mit diesem Herrn waren die Wähler gleichsam unversehens zum Hause Habsburg zurückgekehrt."

Hier bricht das Fragment der Einleitung ab; nur eine einzige Notiz findet sich noch auf dem Blatte verzeichnet: „Vom deutschen Volk war nie die Rede, bis es unter Luther seine Stimme erhob." Scheinbar abgerissen und flüchtig hingeworfen verrathen diese Worte doch ganz deutlich den Kerngedanken, welchen Dahlmann in seinem Werke durchführen wollte. Die Reformation ist ihm eine nationale That, welche erst dem deutschen Volke die Fähigkeit verleiht, eine würdige, selbständige Stellung in der europäischen Staaten- und Culturwelt einzunehmen. Die Größe Deutschlands ruht nicht in seiner mittelalterlichen Vergangenheit, nicht in der unfruchtbaren Kaiser-

politik, die Mittagshöhe seiner Macht soll es erst ersteigen, die Aufgabe, das Reich in einen Staat zu verwandeln, noch erfüllen. Dieser Staat aber wird zwar nicht auf dem Grunde der evangelischen Kirche, wohl aber auf dem der protestantischen Bildung gebaut werden, eben so sicher, als im alten Reiche die katholische Sitte und Ueberlieferung vorgeherrscht hatte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Buch der deutschen Geschichte, von Dahlmann mit dem ihm eigenthümlichen sittlichen Ernst und in seiner eindringlichen Weise geschrieben, eine große Wirkung geübt und in den so furchtbar öden fünfziger Jahren sich als wahrer Herzenswecker und Herzenströster erwiesen hätte. Leider trafen die beiden Bedingungen nicht zu, von welchen die Ausführung des Planes abhängig war. Die gehoffte volle Genesung blieb aus; im Herbst 1852 überfiel ihn vielmehr eine schwere Krankheit, deren Folgen er nur langsam überwand. Die vaterländischen Angelegenheiten aber zeigten in den nächsten Jahren ein ganz unabsehliches Gewirre, welches historisch-politische Erwägungen beinahe vollständig ausschloß; es war schon viel, wenn die trostlosen Zustände in allen deutschen Ländern nicht zu trübseligen Schmerzgefühlen verleiteten und an der Zukunft Dentschlands verzweifeln ließen.

Man muß es Dahlmann nachsagen, daß er trotz aller herben Erfahrungen und bitteren Enttäuschungen sich den Glauben an künftige bessere Zeiten nicht rauben ließ; und wenn ihn auch manchmal Entmuthigung packte, wenn er zuweilen der Furcht Raum gab, die Gewaltthätigkeit der Regierungen werde die Bevölkerung zu brutaler Leidenschaft reizen, so behielt doch immer schließlich eine hoffnungsvolle Ueberzeugung ihr Recht. Auch Andern bemühte er sich dieselbe mitzutheilen. So that er, als der schleswig-holsteinische Kampf, diese seine Herzenssache, ein so trauriges Ende nahm, und dann wieder, als die von Gervinus aus Anlaß der Veröffentlichung seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erduldeten kleinlichen Verfolgungen diesen an Auswanderung nach der Schweiz denken ließen.

Die schleswig-holsteinische Statthalterschaft hatte die von ihr gestiftete Denkmünze auch Dahlmann, „dem tapferen Vorkämpfer für

die alten Rechte Schleswig-Holsteins" verehrt. In seinem Dankschreiben (28. December 1850) sagte Dahlmann: „Darf ich an meinen Dank eine Betrachtung anknüpfen, die mich in den letzten Tagen nicht loslassen will? Wenn es auf den Nachruhm allein ankäme, so steht es mit der Sache der Herzogthümer so gut wie man nur wünschen mag. Schleswig-Holstein hat seine Aufgabe, heimische Sitte und Recht vor der Ueberfluthung durch das Dänenthum zu retten, da das große Vaterland sich entzog, ohne Ueberhebung allein übernommen, und auch in den Tagen besseren Glückes, Dank der weisen Führung seiner Angelegenheiten, die vom Rechte vorgezeichnete Linie nicht in seiner Nothwehr überschritten. Schleswig-Holsteins Söhne sind in der Widerwärtigkeit zu Männern herangewachsen, die den Werth des menschlichen Lebens nach seiner Thätigkeit zu würdigen vaterländischen Zwecken messen, und wie auch die nächsten Würfel fallen mögen, das Lob kann ihnen nicht entgehen, der Zuchtlosigkeit und der Mattherzigkeit des Zeitalters gegenüber die Fahne alter strenger Ehre aufgepflanzt zu haben."

„Auch darf man, wenn man in die Ferne blickt, am schließlichen Gelingen nicht verzweifeln; ich wenigstens halte aus vielen Gründen an der Hoffnung fest, Deutschland werde trotz aller Hindernisse doch zu seiner Einheit gelangen und einem einheitlichen Deutschland kann Schleswig-Holstein nicht fehlen."

„Aber freilich die Aussichten auf das nächste Gelingen sind durch Mißgriffe, Mißgeschick und mannigfachen Frevel sehr zweifelhaft geworden und es knüpft sich daran die Zerstörung mancher edlen Saat. Nur will mich der Gedanke nicht loslassen, es müsse den Dänen endlich selbst klar zu machen sein, daß, wenn sie selbst volksfrei sein wollen, sie in dem Versuche nicht fortfahren dürfen, die Herzogthümer in Abhängigkeit zu bringen. Denn wer die Entwürfe Rußlands auch nur oberflächlich kennt, kann nicht bezweifeln, daß die dänische Verfassung die schleswig-holsteinische um kurze Frist überleben würde. Oder bedarf es, um die Augen zu öffnen, erst einer endlich einmal gelungenen kühnen Waffenthat von deutscher Seite? Wenn dem so ist, so gebe der Himmel vollends im neuen Jahre seinen reichsten Segen dazu. Vor Allem aber fahren wir fort, an

die Sonne zu glauben, wie dick auch das Gewölke sein möge, welches sie unserem schwachen Auge verbirgt."

Den gleichen stärkenden Zuspruch wie den schmachvoll verlassenen Landsleuten gönnte er seinem Freunde Gervinus, als dieser unerwartet 1853 in einen politischen Proceß verwickelt wurde. Die Handhabe dazu bot die seiner Zeit vielbesprochene Einleitung, welche Gervinus seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts als selbständiges Heft voranschickte. Er hatte von dem neuen Werke Dahlmann in einem Briefe (10. December 1852) Kunde gegeben. „Ich schrieb Ihnen früher, daß ich, außer einem Abschnitte aus der Geschichte der neuesten Zeit selbst, eine etwas größere Einleitung, eine Uebersicht der Geschichte der drei bis vier letzten Jahrhunderte fertig hätte. Beseler, Häusser u. A. haben davon Kenntniß genommen und sie drangen in mich, sie schon jetzt drucken zu lassen. Ich hatte einige äußere Gründe, ihre Meinung zu theilen; die innere Ueberzeugung war, daß jetzt keine Zeit für dergleichen wäre. Auch glaube ich noch, daß es eitel verschossenes Pulver sein wird; übrigens habe ich nachgegeben; ich bin nicht eigensinnig und irre lieber einmal mit Anderen, als daß ich allein Recht haben will. Sie können in kurzer Zeit das Schriftchen in Händen haben. Ich wünsche, daß Sie Zeit finden möchten, es scharf zu prüfen, wozu genügt, daß Sie es einmal lesen."

„Es ist eine ganz geschichtliche Arbeit, deren gegenständliche strenge Haltung Sie fast fremd an mir finden werden. Ich habe keine Parteischrift schreiben wollen und ich fühlte bald, daß ich es in dieser historischen Form auch gar nicht gekonnt hätte. Ich habe doch zuviel wissenschaftliches Gewissen, als daß ich die Geschichte dazu mißbrauchen sollte. Was Sie also lesen, das sind Ueberzeugungen und Ansichten, die sich mir aus der gewissenhaftesten Erwägung und Betrachtung ergeben haben, ganz abgesehen von allen meinen eigenen Neigungen, Wünschen und Sympathien. Einige Gesichtspunkte sind darin, die ich selbst als neugewonnene bezeichnen muß, wie als verstoßend gegen meine politischen Neigungen. Auch Sie werden dergleichen darin finden und vielleicht mehreres als ich."

Als Dahlmann das Buch las, war er mit der Veröffentlichung

desselben wenig zufrieden und machte auch aus seinem Tadel weder den Freunden noch Gervinus gegenüber irgend ein Hehl. Dem Letzteren schrieb er (24. December 1852): „Vor dem Ablauf des Jahres noch ein paar Worte an Sie auf Ihren Brief. Gewiß das war ein peinlicher Jahresschluß. Zwei Monate krank, dann andere zwei Monate in halbem Genesen und weiter ist die Sache doch im Grunde auch jetzt nicht. Non sum, qualis eram."

„Für Ihr Buch vielen Dank! Wenn ich nicht viel Vernünftiges darüber sage, so müssen Sie es meiner gegenwärtigen Verfassung zu Gute halten. Wie ich nun es auf den ersten Blick ansehe, so hätte ich es lieber gesehen, wenn Sie dem, was Sie innere Ueberzeugung nennen, gefolgt wären, als den Rathgebern, die Sie nennen. Ueber solche allgemeine Darstellung, mit welcher Sie durch eine Anzahl Jahrhunderte gehen, läßt sich viel hin und her streiten; das Zeitalter bedarf tiefgehender Ueberzeugungen, die sich mit Thatsachen leichter verbunden hätten. Die Meisten werden sich an die anziehenden Schlußbogen halten, die aber mehr ausleiten, über das neunzehnte Jahrhundert, soweit wir es erlebt haben, hinaus — als einleiten. Und da gestehe ich Ihnen offen, daß ich mit den Massen und vor Allem mit dem vierten Stande nichts recht anzufangen weiß. Sobald die Massen, statt auf die öffentliche Meinung zu wirken, das Regiment selbst übernehmen, wird der Zustand zwischen Dictatur und Herrschaft der Menge schwanken, und wenn ich mich bemühe, mit dem vierten Stande einen klaren Begriff zu verbinden, so komme ich immer auf eine Standeslosigkeit, einen allgemeinen Volksstand hinaus, keineswegs aber auf einen vierten Stand, der neben drei anderen Ständen bestände. Was ich für unbedingt richtig und vortrefflich geltend gemacht halte, ist, daß mit jeder neuen Bewegung die Absolutisten Terrain verloren haben, nur daß man darum nicht sagen kann, daß das von ihnen eingebüßte Terrain für die Freiheit gewonnen sei. Doch ich glaube, wir würden über die meisten Punkte uns ziemlich leicht in einem Gespräche verständigen, am schwersten vielleicht über die kirchliche Spaltung der Gegenwart, welcher Sie in Bezug auf die Klippen der Gegenwart gar nicht gedenken. Und doch ist das gerade die gefähr-

lichste Wunde unseres Gemeinwesens, die nicht durch Verneinungen nach hier und dort geheilt werden kann. Beide Parteien, statt eine höhere Vermittlung zu suchen, scheinen mir sehr geneigt, einen Teufel durch den anderen zu vertreiben."

Gervinus hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß alle Parteien und Doctrinen über die Schrift und deren Verfasser herfallen würden, eine gerichtliche Verfolgung aber nicht geahnt. Als diese über ihn verhängt wurde, fand er bei Dahlmann die herzlichste Theilnahme. Obgleich kaum genesen, eilte Dahlmann nach Heidelberg, um dem Freunde beizustehen, und war in der Mannheimer Gerichtssitzung, die ein so überraschendes Ende nahm, selbst anwesend; er holte den Rath rechtskundiger Männer ein und freute sich, Gervinus melden zu können, daß nach ihrer einstimmigen Ansicht eine Verdammung ganz unmöglich sei. Ueber die Schrift selbst änderte er sein Urtheil nicht. „Ich fürchte, schrieb er Reimer (8. Februar 1853), man ruht nicht, ehe man ihn aus Deutschland hinausmanöverirt hat; was ich immer beklagen würde, allein ich fügte mich eher darin, wenn das als Erfolg seines historischen Werkes geschehen wäre; diese Einleitung aber wiegt in meinen Gedanken zu leicht, als daß ich mich leicht darin fände, sich so große Dinge daran knüpfen zu sehen. Was ich oft im Leben gefunden, kommt mir auch hier wieder in den Sinn: Man soll nicht sagen, ich will das thun, sondern gleich thun."

Als es den Schein gewann, daß die Verfolgungswuth der badenschen Regierung Gervinus in die Verbannung schließlich treiben wolle, war es namentlich Dahlmann, der vor jedem raschen Schritte in dieser Hinsicht eindringlich warnte. „Daß der Regierung ihr Plan nicht gelinge, schrieb er (17. März 1853) Gervinus, muß, denke ich, vor Allem Ihre Aufgabe sein. In der Schweiz hausend mag ich Sie mir nicht denken; denn die Schweizer haben ihr achtbares Stillleben für sich, sind für deutsche Interessen todt, waren das seit lange und sind es vollends seit 1848 geworden. Ich kann mir durchaus nicht denken, daß Sie dort irgendwie heimisch würden. Wie ich nun die Sachen vorläufig ansehe, halte ich es für klug, der Zeit etwas zu vertrauen. Es wäre rathsam, daß Sie vor der Hand wenigstens in Heidelberg Ihren Wohnsitz beibehielten. Könnten

Sie sich dann späterhin für Bonn entscheiden, so wissen Sie, welch eine große Freude das für uns sein würde. Auch könnte, wie ich glaube, für Ihr Werk keine Behinderung daraus erwachsen. Denn Sie werden selbst finden, daß jetzt vollends, da Sie sich im Allgemeinen grundsätzlich ausgesprochen haben, die lebendig hingestellten Thatsachen ausreichen, um ein Urtheil zu begründen."

„Ich wiederhole es: Wenden Sie vor allen Dingen Deutschland nicht den Rücken, so lange die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes nicht vorliegt. So schlecht es steht, so ist doch noch immer viele gesunde Lebensluft hier vorhanden und die vaterländischen Kräfte werden nicht brach liegen. Ich würde tiefer eingehen, wenn ich nicht einige Sorge hätte, daß mit den übrigen Wohlthaten des Bundestages auch die Brieferöffnung an seinem Sitze wiedergekehrt sein würde."

Dahlmann athmete froh auf, als die badensche Regierung, auf ihren Mißgriff endlich aufmerksam geworden, den Proceß nicht weiter verfolgte, die Lage von Gervinus wenigstens die äußere Sicherung wiederfand und die gefürchtete Auswanderung in die Schweiz sich in eine gemeinsame Ferienreise verwandelte, welche die Genossen bis Graubünden führte und Dahlmann eben so sehr körperliche Stärkung wie geistige Befriedigung verschaffte. Der Verkehr mit Gervinus wurde seitdem noch lebhafter, die Summe der gemeinsamen Interessen, welche die beiden Familien verbanden, noch größer. Von allen Göttinger Sieben war Gervinus mit Dahlmann in den regsten Beziehungen geblieben. Standen diesem auch die Brüder Grimm am Herzen näher, galt jedes Wiedersehen mit ihnen als großes Fest, so brachte es schon die größere Nähe von Heidelberg und die rührige Natur von Gervinus mit sich, daß er öfter Dahlmann sah und von ihm hörte. Dazu kam, daß der politische Proceß, in welchen Gervinus verwickelt wurde, auf sein Urtheil über deutsche Zustände nicht ohne Einfluß blieb und jenes den alten, unverwüstlichen Ueberzeugungen Dahlmanns näherte. Es war ein wichtiges Zugeständniß, das Gervinus machte, als er Dahlmann (4. März 1853) schrieb: „Es ist nun merkwürdig, zu sehen, wie das Emporkommen Oesterreichs den ganzen Stand der Dinge in Deutschland in so kurzer Zeit völlig umgedreht hat. Früher war es der Süden, wo man politisch freier

athmete, jetzt ist in allen Ländern hier aber das ganz umgekehrt, und Braunschweig, Oldenburg, Thüringen, das sind die Staaten, wo man sich wohl in der Haut fühlt, wie Baiern und Schwaben früher ihren Zustand zu rühmen pflegten." Während man in Baden den jämmerlichen Proceß gegen Gervinus anstrengte und ihn rachsüchtig aus der Reihe der Heidelberger Professoren strich, ließ die preußische Regierung die Schrift von Gervinus ungehindert ihren Weg gehen und berief den von der sächsischen Regierung vertriebenen Professor Haupt an die Berliner Universität. Das verlieh Preußen wieder einen gewissen Glanz. „Man sieht an solchen Vorgängen, meinte Reimer (9. April), wie leicht es der preußischen Regierung werden müßte, die Stellung einzunehmen, die zu behaupten sie Deutschland schuldig ist; wenn man sich nur von den österreichischen und russischen Verpflichtungen zu befreien wüßte!"

Wenn es für Dahlmann erst solcher Thatsachen bedurft hätte, um ihn in seinem preußischen Glauben zu befestigen, dann wäre es mit der Kraft desselben schlecht bestellt gewesen. Diese Symptome besserer Selbsterkenntniß verschwanden gar bald bei der preußischen Regierung und gaben wieder der Politik freiwilliger Selbsterniedrigung Raum. Es war aber nicht das erste Mal, daß er seine Grundsätze gegen den Widerspruch der Thatsachen vertheidigen mußte und so trat er denn auch jetzt immer wieder für seinen preußischen Glauben tapfer ein, wenn derselbe angegriffen wurde.

Der Göttinger Bundesgenosse, der Theologe Ewald, hatte sich ihm nach vielen Jahren der Trennung wieder genähert und bei der Uebersendung neuer Hefte seiner Jahrbücher der biblischen Wissenschaft auch seinen bekannten politischen Schrullen Ausdruck gegeben.*) Er empfing von Dahlmann (10. December 1853) eine zwar freundliche, aber nichts desto weniger deutliche Zurechtweisung. „So viel sehe ich klar, wovon ich nach Manchem, was mir erzählt ist, schon die Ahnung hatte, daß wir in der Stellung zu den vaterländischen Dingen, was die Mittel zum Ziele betrifft, vielfach auseinander gehen. Denn von der Paulskirche ganz abgesehen, mit der ich übrigens nicht per-

*) Dahlmann hatte insbesondere den Aufsatz: „An die Deutschen" (IV. S. 184) im Sinne, als er gegen Ewald sich aussprach.

sonificirt werden möchte, Ihrer entschiedenen Antipathie gegen Alles, was Preußisch ist, kann ich eben so wenig beitreten, als freilich von der anderen Seite der imperturbabeln Selbstbewunderung, womit man hier die größten Nichtswürdigkeiten eigener Mache zuzudecken pflegt. Mir ist Preußen der Hauptsache nach der größeste Fetzen von Deutschland und zwar vom protestantischen Deutschland, und wenn ich aus Preußen als dem größesten Stücke deutschen Tuches den kräftigen Rock Deutschlands hauptsächlich zu schneiden dachte, so geschah das um Deutschlands, nicht um Preußens willen, was auch die eingefleischten Preußen von Anfang her gemerkt haben und mir eben so wenig verzeihen, als ich darnach frage, ob sie es thun."

„Für Friedrich den Großen habe ich von Haus aus nur so geringe Vorliebe, als ich für Gustav Adolf diese in hohem Maße habe; es hat mir eine lange innere Geistesarbeit gekostet, um dem Friedrich nur irgend gerecht zu werden. Allein bei dem hohen Sinne, in dem Sie das Christenthum auffassen, ist es mir geradezu unbegreiflich, wie Sie eine so mächtige, wenn gleich keineswegs liebenswürdige, noch sittlich geordnete Erscheinung immer nur als eine irreführende Scheingröße aufzufassen über sich vermögen können. Wenn Friedrich und Voltaire im Briefwechsel an die höchsten Fragen häufig anstreifen, so merkt man, meine ich, den Unterschied des tieferen Geistes von dem in der Fläche wurzelnden."

„So kann ich namentlich auch mit Ihrer Feindschaft gegen den Zollverein durchaus nicht fertig werden. Wenn Sie seine Entwicklungsgeschichte je verfolgt haben, so kann Ihnen nicht entgangen sein, daß er durchaus nicht im preußischen Gehirn ausgeklügelt, sondern aus dem gleichzeitig überall erkannten vaterländischen Bedürfnisse auf deutschem Grund und Boden erwachsen ist. In der That ist es das einzige deutsche Gelingen seit den Befreiungskriegen, dessen ich mich rein erfreuen kann, es ist die erste gemeinsame Haut, die über die zwiespältigen Stämme der Deutschen wieder-gewachsen ist. Wenn uns Deutsche irgend etwas vor der Wiederkehr bürgerlicher Kriege sicher stellt, so ist es das Gesammtgefühl der wachsenden Zusammengehörigkeit, welches täglich zu uns aus dem Zollverbande spricht, und ich halte es als eine Gewissenssache nicht daran zu rühren."

Das dem Zollverein gespendete Lob war in jenen Tagen besonders wohl verdient. Auf dem Gebiete der Zollpolitik hatte sich die preußische Regierung noch einen Rest kluger Kraft gerettet; hier widerstand sie nicht allein beharrlich allen Zumuthungen Oesterreichs, eine gesunde, für Preußens staatliche Existenz unentbehrliche Einrichtung dem Phantom eines mitteleuropäischen Zollvereins zu opfern, sondern siegte sie sogar über das Wiener Cabinet, welches seine Ohnmacht in der deutschen Handelspolitik erkennen und es erdulden mußte, daß wenigstens das nationale Verkehrsleben der erdrückenden Umarmung Oesterreichs entzogen wurde. Aber freilich, eine eigentliche schöpferische Kraft wohnte dem Zollvereine nicht inne. Er hätte noch Jahrzehnte bestehen können, ohne daß der politische Einheitsdrang des Volkes erfüllt worden wäre; der Zollverein verhinderte höchstens, daß der bestehende Particularismus nicht noch weiter um sich griff, aber er hob ihn in der Politik und in der deutschen Verfassungsfrage nicht auf. Wird überhaupt die angestrebte Reichseinheit, die ersehnte Befreiung von allen Schranken des nationalen Lebens einfach durch unsere eigene Kraft erreicht werden? Niemand glaubte daran, Jedermann erwartete den Fortgang der seit 1849 unterbrochenen politischen Bewegung von irgend einem äußern Anstoße, und hoffte, daß Kriegsnöthen oder sonst eine Wendung der Weltlage auf die vaterländischen Dinge einen anregenden Einfluß üben würden.

Zwei Ereignisse waren es insbesondere, welche damals alle Politiker in höchste Spannung versetzten: Die Errichtung des Kaiserthums in Frankreich und der Krimkrieg.

Das Urtheil über Louis Napoleons Staatsstreich hat Dahlmann auf einem Blättchen Papier, um es sich auch in spätern Tagen vorhalten und seine Richtigkeit prüfen zu können, niedergeschrieben:

„Im December 1851. Der Präsident der französischen Republik löst die Nationalversammlung auf. Erster Eindruck: Siegt Louis Napoleon, so ist die Folge eine noch stärkere Reaction in allen Kreisen, mißglückt es ihm, vielleicht die rothe Republik."

„26. December. Folgende Sätze stehen mir fest:

1) Aeschylus sagt bei Aristophanes:

Du darfst die Brut des Löwen nicht erzieh'n im Staat,
Thust du's, so schmiege ihrer Sinnesart dich an.

Das französische Volk zeigte durch die Wahl seines ersten Präsidenten, daß es die demokratische Republik nicht wolle.

2) Louis Napoleon verstand seine Wähler und gab von Anfang her zu erkennen, daß er von seiner Höhe nicht herabsteigen wolle. Es war unklug von der Nationalversammlung, ihm den gesetzlichen Weg dazu zu versperren.

3) Louis Napoleon wird um der Ordnung willen, die man zunächst von ihm verlangt, im Innern Strenge üben müssen. Man muß ihn bei der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten erwarten. Schließt er sich hier den absolutistischen Mächten an, so wird seine Bahn kurz sein und sein Ausgang schmählich."

Ein richtiger Instinkt sagte dem Emporkömmling, daß er sich vor Allem von den Ostmächten müsse gefürchtet machen, daß zunächst nur eine Verbindung mit England möglich, diese allein für ihn werthvoll, auch sofort für ihn zu gewinnen sei, wenn er eine kluge Interessenpolitik walten lasse. Louis Napoleon zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten viel geschickter, als man von ihm erwartet hatte. Während des Krimkrieges stand er auf der Höhe seiner Macht. Es erschien unmöglich, daß derselbe nicht auch die deutschen Mächte in seine Bahnen ziehen, daß er nicht auch die deutschen Angelegenheiten wieder in Fluß bringen sollte. „Ich unterlasse nicht, schrieb Dahlmann (3. December 1853) an Gervinus, täglich nach Osten zu schauen und mich zu fragen, ob es ein bloßes Wetterleuchten oder ob es der Donner der nahenden Weltgeschichte ist, die ihr gegebenes Wort zu lösen kommt." Ihn peinigte vor Allem die Sorge, welche Entschlüsse Preußen fassen werde; er glaubte nicht, daß es sich von den Welthändeln fern halten könne, fürchtete aber, daß es seinen Vortheil übersehen würde und Oesterreich in die Hände arbeiten werde. Dieser Furcht giebt folgende Briefstelle (an Reimer, 30. März 1854) Ausdruck: „Ein gewaltiger Krieg steht nun jetzt entschieden vor der Thüre. So lange Oesterreich sich zurückhält, stehen, meine ich, die Erfolge Englands und Frankreichs noch sehr in Frage. Denn

es läßt sich schwer berechnen, wie weit die neuen Erfindungen im See- und Geschützwesen sich praktisch bewähren werden, und wie weit auch Rußland wenigstens in der Artillerie vorgeschritten sei. Aber mir ist doch, als müßte Oesterreich auch gar bald dahin kommen, gegen Rußland aufzutreten, es hat sonst Mazzini und was daran hängt, zu fürchten. Und Oesterreich wird nach alter Gewohnheit uns mit fortschleppen. Preußen wird so abermals um seine mächtigere Stellung in Deutschland kommen, die ihm nicht fehlen könnte, wenn es sich kraftvoll jetzt entschiede." Dieses Mal bewies sich Gervinus, mit welchem Dahlmann natürlich diese Dinge oft verhandelte, scharfsinniger. „Ich bin ganz trostlos, schrieb er diesem (23. September 1853) über die Kurzsichtigkeit der deutschen Presse, die Oesterreich auf Kosten Preußens in den Himmel hebt, wo nun selbst die fremden Blätter anfangen einzusehen, welch schmähliches Spiel dort mit der ganzen Welt getrieben wird. Ich verhehle nicht, daß ich mich freuen werde auf's Höchste, wenn diese allzu scharfe Schlauheit der Wiener Politik zuletzt schartig wird, was der Gang der Dinge wohl möglich machen kann. Inzwischen wollte ich, daß der schartige Witz der Deutschen ein bischen scharf würde. Wie viele Leute in Deutschland erwarten Wunderdinge von dem Anlehen für die österreichischen Finanzen, während einfache Bürger in Tirol (die ich auf meiner Fußreise sprach) die Sache so ansehen, daß man, um das Heer zu unterhalten, dem Lande alles vorgaukelt, was nie in Erfüllung gehen wird und daß nichts bei dem Handel sicher ist, als daß das Privatbedürfniß für lange Zeit nicht den geringsten Credit finden wird. Ich glaube vorauszusehen, daß eben die Finanzen der Punkt sein werden, wo sich die österreichische Politik schartig verhauen wird. Sie wollen Deutschland in den kriegerischen Schein mitreißen, um Rußland friedlich zu machen, und gerade dann werden sie Rußland ungeschmälert zu erhalten hoffen. Es ist nur zu erwarten, daß England und Frankreich einig bleiben und den Krieg so lange hinziehen, daß aller Reichthum an Pfiffigkeit in Oesterreich an dem Mangel an Mitteln zuletzt scheitert."

Der fromme Wunsch ging bekanntlich vollauf in Erfüllung. Ohne daß Oesterreich das Schwert aus der Scheide gezogen hatte,

sah es — durch Typhus — sein Heer decimirt und für die heillose Zerrüttung seiner Finanzen erntete es den Haß Rußlands, das Mißtrauen der Westmächte, und die Anerkennung Sardiniens als ebenbürtig im Rathe der europäischen Hauptstaaten. Da war allerdings Preußens Politik klüger gewesen. Es hatte seine Kräfte geschont und durfte die Schwächung Oesterreichs, insbesondere dessen Isolirung nach rechts und links als Gewinn anrechnen, aber freilich ehrenvoll und ruhmesreich konnte man diese Politik nicht preisen und wer in dem Krimkriege den Anstoß von Außen erwartet hatte, dessen Deutschland zu seiner politischen Wiedergeburt bedurfte, fand sich arg enttäuscht. Die thatenlose Zeit spann sich weiter fort, volle Muße war Jedermann gegeben zur inneren Einkehr, zu beschaulichen Gedanken, zum Sammeln von Erinnerungen.

Dahlmann wurde auch durch sein hohes Alter, er war den siebziger Jahren bereits ganz nahe gerückt, zu einem mehr in sich gekehrten Leben geneigt gemacht. Seit jeher hatte er die Sitte geübt, alle wichtigeren Ereignisse und Jahrestage im Hauskalender zu vermerken; in der letzten Zeit vermehrten sich diese Aufzeichnungen und erhielten auch eine größere Ausdehnung. Viele Einzelblätter haben sich von seiner Hand geschrieben erhalten, in welchen er gleichsam die Summe aus den Begebenheiten des Tages zog und den besonderen Thatsachen ihre grundsätzliche allgemeine Bedeutung entlockte. Gern vertiefte er sich jetzt auch in die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und begann zu wiederholten Malen sein eigenes Leben zu schildern. Unter allen diesen Aufzeichnungen erregt das größte Interesse ein Aufsatz, welcher: „Eine Auseinandersetzung, mit mir selbst gepflogen", betitelt ist und als Motto die drei Namen: „Christus, Martin Luther, Gustav Adolf" führt. Er ist im Anfange des Jahres 1854 geschrieben.*)

Wer Dahlmanns Entwicklungsgang und Geistesleben kennt, wird durch seine religiösen Bekenntnisse nicht überrascht werden. Er hatte den inneren Frieden längst gefunden, schwere religiöse Kämpfe wohl niemals durchgemacht. Als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts

*) S. Beilage Nr. 5.

wußte er nichts von der Einzwängung der religiösen Empfindung in eine fest bestimmte kirchliche Regel und hielt die Kraft des religiösen Gedankens nicht für gefährdet, wenn auch die Wissenschaft ihm eine neue Fassung und veränderte Bedeutung verlieh. Er nahm für sich den Namen eines religiös-gesinnten Mannes in Anspruch und schrieb doch ohne alles Bedenken in seiner Auseinandersetzung den Satz nieder: „Christus, der dem erhabensten und innigsten aller menschlichen Gedanken sein Leben widmete, ist mir erst ganz verständlich geworden, seit ich ihn einfach als den Sohn des Zimmermanns Joseph und der Maria fasse und selbst einigen menschlichen Tadel an ihn kommen lasse." Ihm genügt als Kern der christlichen Lehre die Ermahnung zur „Gottesliebe und Menschenliebe, den beiden Angeln aller Tugend", Vorschriften, welche allerdings im Christenthum eine hervorragende Stellung einnehmen, aber dasselbe gleichsam auf menschliche Grundlagen zurückführen. Denn sie waren schon vorchristlicher Weisheit nicht fernliegend. Die Thatsache, auf welche sich der Glauben beruft, unterwarf er willig der wissenschaftlichen Prüfung, den Glaubenslehren selbst gewann er vorzugsweise nur die sittliche Seite ab. Das hielt er für sein Recht. Aber er war weit entfernt von der Meinung, das Ende des Glaubens sei gekommen oder werde sobald kommen. Denn der Glauben stützt sich nicht allein auf die Lehre, sondern auch auf die Sitte, die viel stärker, viel dauerhafter ist, als jene. Die Lehre kann von der Wissenschaft erschüttert werden. Die christliche Sitte jedoch, welche die Abschnitte des Jahres gliedert, alle Lebensgewohnheiten durchdringt, unseren Empfindungen und Vorstellungen unwillkürlich sich beigesellt, schon in den Kindesgeist eingepflanzt wird, kann erst verschwinden, wenn die Grundlagen unseres Daseins, unser ganzes natürliches Leben sich geändert haben. „Eine Religion, schrieb Dahlmann, welche sich in goldene Lehren der Weisheit und Tugend aufgelöst hat, ist für die große Mehrzahl der Menschen eben darum keine Religion mehr; besonders für diejenigen nicht, welche mit langer Bedrängniß zu kämpfen haben. Der vielgeplagte Mensch will aus seiner Religion Bürgschaften und Verheißungen schöpfen, die ihn unmittelbar vom Staube des Elends zum Himmel aufrichten, und das leistet im vollen

Maße der Katholicismus, wenn er im unbedingt gläubigen, von keinem Wissensdrange berührten Gemüthe aufgefaßt wird, ohne alle Einmischung der traurigen Geschichte der Hierarchie. Die Theologie des Protestantismus erscheint ohne ihre Schuld nur als Menschenwerk gegen diesen Wunderbau, und ich begreife Niebuhr recht gut, wenn er in vertrautem Gespräch mir mehr als einmal wiederholte: „Wir bedürfen einer neuen Religion!" Denn wie die Wissenschaftlichen der Zeit sich auch stellen mögen, eine Lücke bleibt in unserem Wesen und je weniger einer selbst sie fühlt, um so gewisser mag er sein, daß sie den Blicken Anderer nicht entgeht."

Daß dieser naiv-kindliche Glauben in der römischen Kirche nicht gefunden werde, war Dahlmann wohlbekannt. Von ihrer Vergangenheit im Mittelalter urtheilte er: „Auf den Pfeilern des Unsinns wurden die Brücken zum Himmelreiche gebaut", und für ihre Zukunft hatte er den Wunsch, „daß aus dem gesteigerten Unsinn des neunten Pius sich ein Widerstand des niedern Klerus, der der Wissenschaft zugänglich geworden ist, entwickeln möge." Immerhin achtete er die Thatsachen des Lebens viel zu hoch, als daß er nicht von der Pflicht, in Eintracht mit den Andersgläubigen zu bleiben, vollkommen erfüllt gewesen wäre. In Eintracht sollen die Deutschen verschiedener Bekenntnisse leben, nachdem nun einmal der klaffende Riß in unserem Vaterlande geschehen war, aber diese Eintracht darf nicht durch Abschwächung und Abschleifung der Gegensätze bis zur Characterlosigkeit erzielt werden, vielmehr so, daß die Rechte der klar und genau gesonderten Richtungen scharf abgegrenzt werden. Darum war auch Philipp Melanchthon mit seinen schwächlichen Versöhnungs-, richtiger Vertuschungsversuchen nicht Dahlmanns Mann, im höchsten Maße dagegen der beharrliche, unbeugsame Martin Luther. Dahlmann preist aber nicht allein Luthers Widerstandskraft gegenüber Melanchthon und dessen Vermittelungsvorschlägen, sondern rechtfertigt auch seine Härte gegen die Zwinglianer. „Eine Accommodation bloß um des äußern Friedens willen ohne innere Ueberzeugung hätte Luthern im Marke seines Wesens aufgezehrt." Diese starre Unbeugsamkeit des Geistes war Dahlmanns Natur wahlverwandt und daher verständlich; in der Sache selbst war er durchaus

der Ueberzeugung, daß aus politischen Gründen eine Einigung der beiden evangelischen Bekenntnisse erfolgen müsse.

„Erst vor König Gustav Adolf eröffnete sich unclausulirt die reiche Erbschaft der Ideen, die von Anfang her im Lutherthum lagen, die aber der Stifter lieber einstweilen verschüttet daliegen sah, als daß er vorschnell ihre Entwicklung gepflegt hätte. Jetzt aber war unter Leiden vollauf die Fülle der Zeiten erschienen. Lange genug hatte man Abgedroschenes abermals gedroschen; hohe Zeit war es, das reine Korn endlich einmal auf den Markt des Lebens mit vereinigten Kräften zu bringen, und der lutherische Gustav Adolf ersah sich in dem jungen Calvinisten Friedrich Wilhelm von Brandenburg seinen künftigen Schwiegersohn, und wäre Gustav Adolf, wie er es beabsichtigte, römischer König und endlich deutscher Kaiser geworden, so würde selbst der unduldsamste Jesuit den Segen einer Duldsamkeit empfunden haben, die über dem Streite der Parteien steht. Allein der Schwede, dessen Geist so hoch und so weit in die Ferne sah, erlag in Folge seiner körperlichen Kurzsichtigkeit auf dem Felde von Lützen und der große Kurfürst blieb in den westphälisch-märkisch-preußischen Sorgen sein Leben lang eingeklemmt."

Martin Luther und Gustav Adolf sind die vornehmsten Hausgötter Dahlmanns gewesen. Namentlich dem Letzteren widmete er einen Cultus so feurig und innig, wie er eben nur einem Helden gezollt werden kann, an dessen Namen die frühesten und zugleich die einzig holden Jugenderinnerungen haften. Kein anderer Held hat auch annähernd Dahlmanns Herz in dem Maße gewonnen, wie der große Schwedenkönig. Aber Dahlmann war billig genug, sein politisches Urtheil nicht von persönlichen Empfindungen der Neigung oder Abneigung beherrschen zu lassen. Sein Selbstbekenntniß, in welchem er von seinen Idealen sprach, seinen geheimsten Gedanken Ausdruck gab, seine Grundsätze wie seine Hoffnungen erläuterte, wäre lückenhaft geblieben, wenn er des preußischen Staates, „der auf den Thaten Luthers ruht", nicht gedacht hätte.

Seine Schilderung Friedrich des Großen entbehrt freilich der unmittelbaren Begeisterung; Jugendeindrücke, die er niemals vollständig bemeistern konnte, geben ihr einen kühlen, fast gedrückten

Ton, sie ist aber durchaus gerecht und sachlich begründet. „Welch ein strahlendes Gestirn Friedrich der Große auch war und wie viel das auch sagen wollte, was ihm gelang, Preußen binnen kurzer Frist als Großmacht in unsere Staatengesellschaft einzuschwärzen, Friedrichs Regierung ermangelte doch zu sehr des idealen Inhalts, um dem Charakter des deutschen Volkes ganz zuzusagen. Sieht man inzwischen vom idealen Inhalte ab, so übte der Preuße unter seinem zweiten und dritten Könige Vielfaches ein, was zur guten Lebensordnung gehört und in anderen Staaten durchaus nicht so achtbar zu finden war. Die Kräfte wurden wunderbar einexercirt in den nützlichen Werken des Krieges und des Friedens, und wenn Friedrich, der nur zu sehr Einzige, auf den Alles ankam, seinen Staat nicht auf dem festesten Grund baute, — was Treue in Noth und Tod leisten kann, das ward geleistet."

Desto unumwundener huldigte er einem andern preußischen Helden, der außerhalb Preußens in der Regel keine allzu zahlreichen Bewunderer zählt. „Ich halte besonders gern an der Wahrheit fest, daß, als es am Ende den Sturz Napoleons galt, es der knorrige, unliebenswürdige, im stärksten Sinne des Wortes altpreußische York war, der die Bahn dazu brach. Wenn einem Manne dieser Art in seiner inneren Drangsal ein Licht darüber aufging, daß die preußische Disciplin denn doch nicht für alle Fälle ausreicht, sondern ein höheres Element deutscher Freiheit die schließliche Entscheidung abgebe, so mußte das sicherlich so wahr sein."

Es mag auffallend erscheinen, daß eine Selbstbeichte, die mit der Prüfung der höchsten religiösen Wahrheiten beginnt, sich allmälig in das politische Gebiet verliert, daß sie von Christus zu erzählen anfängt und mit einer Würdigung Yorks und des achtundvierziger Jahres schließt. Dennoch ist ein innerer Zusammenhang vorhanden. Dahlmann ist auch die Staatsordnung eine heilige Sache, an welche er nur mit gehobener Empfindung denken kann. Die fromme Gesinnung, die Andere nur im religiösen Kreise bethätigen, trug er auch dem Staate entgegen. Für ihn war es daher kein Sprung, wenn er von religiösen Betrachtungen zu politischen Erwägungen überging; waren ja doch nicht nur der allgemeine Standpunkt, sondern

auch der feste Grund des Urtheils hier und dort die gleichen. Seiner gewissenhaften Natur war die ethische Seite im religiösen Glauben, so die sittliche Kraft in der politischen Thätigkeit vorzugsweise verständlich und ansprechend. Aus einer Stelle des Aufsatzes möchte man schließen, daß die Bitterkeit, welche er über den jämmerlichen Ausgang der achtundvierziger Bewegung empfand, noch immer mächtig in ihm lebte: „Das Jahr 1848 hat vollends gezeigt, daß es mit der politischen Einheit des deutschen Volkes nicht besser bewandt ist, als mit dem Werth und guten Willen seiner Fürsten. Es ließen sich bloß Ziele stecken, um deren Erreichung ein gehobeneres Zeitalter sich vielleicht abmüht. Dermalen ist die Jugend alt und kalt und das Alter frisch und hitzig in Geldspeculationen, am meisten das frömmelnde." In Wirklichkeit war aber allmälig bei Dahlmann eine friedlich ruhige Stimmung eingekehrt, welche ihn die öffentlichen Nöthen mit Gelassenheit ertragen, die kleinen Freuden des Lebens mit Behagen genießen ließ.

Den reichen Verkehr der früheren Jahre erblickte zwar das Dahlmannsche Haus — seit 1851 aus der engen Stadt in das Freie ganz nahe am Coblenzer Thor verlegt — nicht wieder. „Wir kalmäusern, schreibt Dahlmann einmal an Frau Gervinus, auch diesen Winter so ziemlich einsam zusammen, da mir die gewöhnliche Geselligkeit immer weniger zusagt, wenn ich mir auch manchmal vornehme, sie nicht ganz zu vernachlässigen." Nur die Zahl der Bekannten war eingeschrumpft, der Kreis der Freunde war nicht kleiner, das Band zwischen diesen durch die gemeinsamen politischen Leiden sogar noch enger geworden. Mit dem alten, immer lebendigen und frischen Arndt, mit dem leicht erregbaren und dann leidenschaftlich ausfahrenden Welcker wurde Vergangenes und Gegenwärtiges eifrig und fleißig besprochen. Wer die drei Männer nebeneinander sitzend beobachtete, wie der tapfere Arndt gegen die schlechten Kerle, die in der Welt herrschen, das während seiner Zornrede zusammengerollte rothe Sacktuch wie eine Keule drohend erhob und der ergrimmte Welcker bald so heiß fühlte, daß er seine Perücke weit auf den Hinterkopf zurückschob, wie Beide wetterten und donnerten, zwischen ihnen Dahlmann ruhig und gemessen nur wenige Worte

halblaut, besänftigend sprach, der hatte Mühe zu erkennen, daß schließlich doch Dahlmann von allen Dreien das tiefste politische Interesse besaß und der durch die Ereignisse in seinen Lebenszielen am meisten geschädigte Mann war. Auch mit den anderen altbefreundeten Familien wurde der gesellige Verkehr wieder angeknüpft, Gastfreundschaft gegeben und angenommen. Einen höchst erwünschten Zuwachs erhielt der Freundeskreis, als Otto Jahn nach Bonn berufen wurde.

Von Dahlmann hatte die Gräfin Rantzau schon in der Kieler Zeit gesagt: „Dahlmann kennt in der Freundschaft nur Grob-Courant, keine Scheidemünze." Aehnliches galt von Otto Jahn. Von Natur scheu und wenig geneigt, Umgang zu suchen, faßte auch Otto Jahn die Freundschaft, hatte er sie einmal eingegangen, im höchsten Sinne und wußte es nicht anders, als daß er dem Freunde das Beste geben müsse. Doppelt gern gab er es Dahlmann, den ihm nicht allein alte Familienbeziehungen nahe brachten, für welchen er auch eine innige Verehrung, wie nur für wenige andere Männer gefaßt hatte. Dahlmann auf dem gewohnten täglichen Spaziergange zu begleiten, ließ zwar Jahns Schwerleibigkeit nicht zu, dieses übernahmen die jüngeren Freunde, desto häufiger stellte sich Jahn am Abend ein, wo Dahlmann gern eine heitere Ansprache liebte und wenn die rechten Leute sich zusammenfanden, behaglich und munter die Freuden der Geselligkeit genoß. Durch Otto Jahn kam vor Allem Holstein, das Dahlmann stets am meisten am Herzen lag, als Gesprächstoff zu Ehren; durch ihn wurde auch das Interesse an der Musik, das seit Dorotheas Tode zurückgedrängt worden war, wieder belebt. An solchen Abenden ließ es Dahlmann an launigen Scherzen und harmlosen Neckereien nicht fehlen, da zeigte er gern seine große Kunst als Vorleser, da erging er sich willig in alten fröhlichen Erinnerungen und bewies den Freunden, daß ihm das gutmüthige Lachen durchaus nicht fremd geworden war.

Auch mit der äußeren Welt blieb Dahlmann in Verbindung. Die Lage von Bonn an der großen Rheinstraße brachte es mit sich, daß Fremde öfter vorsprachen und Freunde, auf einer Reise begriffen, den Weg zu Dahlmann nicht verloren. Politische angesehene Per-

sönlichkeiten hatten sich damals in größerer Zahl in Bonn niedergelassen, theils um von den Stürmen der letzten Jahre auszuruhen, theils um in stiller Zurückgezogenheit ihre Zeit zu erwarten. Sie traten selbstverständlich mit Dahlmann in nähere Beziehungen. Mit Heinrich von Arnim, mit Rönne tauschte er die Erfahrungen aus dem Jahre 1848 aus, er horchte theilnehmend auf ihre Klagen und ließ sich von ihren Hoffnungen erzählen; des Präsidenten der Seehandlung, Bloch, genaue Finanzkunde verschaffte ihm lehrreiche Unterhaltung; bei Tocqueville, welchen der Ekel vor der französischen Corruption und der Wunsch, die Grundlagen der deutschen Gemeindefreiheit kennen zu lernen, nach Bonn geführt hatte, fand er volles Verständniß für seine eigenen Anschauungen; an Roggenbach fesselte ihn der ideale Schwung, die reine Hingabe an alles Menschliche, die lautere Gesinnung des damals noch jungen Mannes. Nicht geringe Freude machte es ihm, als er im Herbste 1855 ganz unerwartet einem Jugendbekannten, den er sechsundvierzig Jahre nicht gesehen hatte, begegnete. General Pfuel, Dahlmanns und Kleists Reisegenosse vom Jahre 1809 her, hielt sich mehrere Monate in Bonn auf und nahm an Dahlmanns täglichen Spaziergängen fleißigen Antheil.*)

Von dem jungen Geschlechte stand ihm Otto Abel, der vielversprechende schwäbische Historiker am nächsten. Schon als Student (1846) hatte Abel viel im Dahlmannschen Hause verkehrt, die Achtung Dahlmanns, die mütterliche Neigung der Frau Dahlmann sich erworben. Seitdem blieb er mit Beiden in befreundeten Beziehungen.

*) Dahlmann erzählte die Begegnung (nach einer gütigen Mittheilung von Klaus Groth) mit folgenden Worten: „Heute habe ich etwas Merkwürdiges erlebt. Ich ging die Coblenzer Straße hinauf, als ich in der Nähe von Arndts Gartenpforte einen alten Herrn traf, der offenbar Fremder war und sich suchend umsah. Ich redete ihn darauf hin an und fragte: Sie suchen gewiß Arndts Haus? Nein, erwiderte der Fremde, dort komme ich her, ich suche den General Tuckermann. Dabei blickte er auf, sah mich an und rief: Dahlmann! und ich sogleich: Pfuel! Der war es, General Pfuel. Fünfundvierzig Jahre! rief Pfuel aus. Nein, sagte ich, ich bin Historiker, 46 Jahre. So lange hatten wir uns nicht gesehen. Denken Sie noch an Dresden, an Kleist, an das Kriegsspiel? Ob ich! Ich ging dann mit ihm bis an Tuckermanns Haus."

Dahlmann führte Abel, als es diesen 1847 nach Berlin zog, bei Grimms und Pertz ein, verfolgte aufmerksam seine Thätigkeit und seine Pläne, schaffte ihm für sein Erstlingswerk (Philipp von Makedonien) einen Verleger und ließ es weder an menschlicher Theilnahme noch an politischem Rathe dem von der Burschenzeit her für Kaiser und Reich begeisterten jungen Freunde fehlen.

Seitdem Abel sich in Bonn (1851) als Privatdocent niedergelassen hatte, verging selten ein Tag, der ihn nicht im Dahlmannschen Hause gesehen hätte. Der kleinen Luise, die den Landsmann zärtlich liebte, war er ebenso unentbehrlich, wie Dahlmann, den er gewöhnlich auf den Spaziergängen begleitete und über die kleinen Ereignisse des Tages unterhielt. Abels akademische und literarische Wirksamkeit begannen sich glänzend zu entfalten. Der reine sittliche Geist, Dahlmanns Erbschaft, der aus seinen Vorlesungen sprach, fesselte die Studenten und verhieß für spätere Jahre einen reichen Lehrerfolg. Sein Buch über König Philipp den Hohenstaufen brachte ihm zwar nur gerade so viel Honorar ein, daß er sich ein Clavier kaufen konnte, führte ihn aber sofort in die vorderste Reihe deutscher Geschichtsforscher. Da setzte eine tückische Krankheit seiner Laufbahn ein vorzeitiges Ziel. So jung auch Abel an Jahren war, so hatte er doch Vieles und Herbes erfahren. Der jähe Untergang aller politischen Hoffnungen lastete schwer auf ihm und auch sonst war sein Herz von bitterem Schmerze nicht unberührt geblieben. Große Fußwanderungen, zur Zerstreuung unternommen, aber nicht immer mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt, brachten ein längst lauerndes Lungenleiden zum Ausbruche und zwangen ihn, Bonn zu verlassen und in der schwäbischen Heimath wenn nicht Heilung doch Linderung des Uebels zu suchen. Voll liebender Theilnahme lauten Dahlmanns Briefe aus dieser Zeit. „Ich trage, schreibt er an Ratjen (3. August 1854), immer schwerere Sorge um meinen jungen Würtemberger Freund, den lieben wackern jungen Mann, in dem ich gern hier meinen Nachfolger erblickte.“ Und Frau Dahlmann klagt in allen ihren Briefen, daß es „unserem“ Abel noch immer nicht besser gehe. Er starb am 28. October 1854 dreißigjährig im Hause seines Vaterbruders des Diakonus Abel in Leonberg, von

Dahlmann laut als „der liebevollste Freund" betrauert, „der uns die Treue eines Sohnes und Bruders bewahrte."

Das war ein harter Schlag für Dahlmann. Ein noch ungleich härterer stand ihm bevor. Die Gesundheit der Frau Dahlmann gab schon lange zu begründeter Besorgniß Anlaß. Die tapfere Frau allein ließ sich nicht vom Schmerze und von ihren Leiden übermannen, sie blieb die emsige, rastlos wirkende Hausfrau, die liebenswürdige Wirthin, die hingebende Freundin, und bewahrte sich die Jugend des Herzens wie die Frische des Geistes, trotz aller Hemmungen, die ihr eine unheilbare Krankheit bereitete. Sie spendete wie in der besten alten Zeit die ganze Fülle mütterlicher Liebe, als Klaus Groth, von Caroline Hegewisch herzlichst empfohlen, in den Bonner Kreis eintrat, und verwandelte ihm das Dahlmannsche Haus in eine trauliche Heimat. Unter den vielen freundschaftlichen Beziehungen und menschenfreundlichen Verhältnissen, die sie unterhielt, kam auf den Einzelnen oft nur ein kleiner Theil und doch wie reich war dieser eine Theil, wie vortrefflich verstand sie es, sich in jede Persönlichkeit einzuleben und die Ueberzeugung zu wecken, daß sie ein ungetheiltes, volles und ganzes Interesse an derselben nahm. Dieses eigenthümliche Wohlwollen ihrer Theilnahme genoß unter vielen Anderen auch ein junges Ehepaar, das aus Oesterreich nach Bonn verschlagen wurde und der Dahlmannschen Freundschaft die Einführung in die beste deutsche Welt, Frohsinn in der Gegenwart und Muth für die Zukunft verdankte.

Wenige ahnten, um welchen hohen Preis sie diese ununterbrochene Thätigkeit für des Hauses und der Freunde Bestes erkaufte, welchen schweren Kampf ihre Empfänglichkeit für das Leben täglich mit dem widerstrebenden Körper bestand. Um so mehr gönnten ihr, als die Erkenntniß ihres lange verborgenen Leidens gekommen war, Alle die Freuden, welche ihr noch den Abend ihres Daseins sonnig machten. Sie jauchzte auf, als Hermann als wohlbestallter Kreisrichter im nahen Linz sich ansiedelte und der lang entbehrte regelmäßige Verkehr mit dem väterlichen Hause wieder eingeleitet wurde. Hermann kam nicht allein, er führte gar bald eine holde Frau als Tochter in das väterliche Haus ein, die mit zärtlicher Liebe auf-

genommen und namentlich auch von Dahlmann mit herzlicher Neigung begrüßt wurde. Eine kleine Enkelschaar machte in den nächsten Jahren das Familienglück vollkommen.

Noch einen andern Herzenswunsch hatte Frau Dahlmann die Freude erfüllt zu sehen. Ein Schatten hatte sich seit mehreren Jahren über das Verhältniß zu Hegewisch, das älteste und innigste, das Dahlmanns eingegangen waren, gelagert. Schmerzlich empfanden es Dahlmanns, daß sie ihren Ehrentag, die Feier der silbernen Hochzeit (3. April 1854) nicht in Gegenwart der besten Freunde begehen konnten. Als im folgenden Jahre (12. Februar) Hegewisch sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, da konnte Frau Dahlmann nicht länger ihre Sehnsucht bemeistern. „Wären wir nie aus Kiel gezogen, schrieb sie an Caroline und Lotte Hegewisch, ich habe niemals Menschen wie Euch wiedergefunden und kann sagen, daß ich über zwanzig Jahre leide an dem Abschiede aus der Heimath meines Herzens.“ Auch Dahlmann stellte sich unter den Gratulanten ein. „Von ganzem Herzen, lieber Hegewisch, schrieb er ihm (3. Februar) wünsche ich Dir zu Deinem Jubiläumsfeste Glück und knüpfe noch ein Paar besondere Wünsche an. Vor allen Dingen, daß Du mit den Deinen in körperlicher und geistiger Wohlfahrt, soweit diese Güter uns beschieden sind, Dich eines langen Lebens noch erfreuen mögest. Dann daß Du Deine vielfach gesegnete ärztliche Laufbahn nicht als jetzt abgeschlossen betrachten wollest, wodurch Du Dich selbst mannigfacher Befriedigung berauben würdest und manches Dankes derer, denen Du noch hülfreich zu sein berufen und im Stande bist; denn ich kann das Alter nun einmal durchaus nicht bloß als eine Einbuße betrachten. Mein letzter Wunsch geht uns Beide an. Er lautet: Mögen wir Beide noch ein genesenes Deutschland und in Folge davon eine Genesung Schleswig-Holsteins erleben. Der Erste, der dann froh nach Holstein kommt, der bin ich!“ Es war Frau Dahlmanns Werk, daß die beiden Familien sich zu Ostern in Rothenhausen sahen und ihre Wiedervereinigung feierten; es war auch ihre letzte große Freude. Bereits im Sommer nahm die Krankheit eine bedenkliche Wendung, seit dem Herbste war sie an das Lager gebannt. Mit welcher Ergebung sie, als ihr die volle Wahrheit bekannt wurde,

ihr Schicksal ertrug, sagt der folgende an „alle vier Hegewisch's, besonders an Lotte" gerichtete Brief. Er ist, wie alle Briefe aus dieser Zeit, mit Bleistift geschrieben und konnte nur nach längeren Zwischenräumen (1. December) vollendet werden.

„Meine irdischen Flügel sind tief gebunden, aber ich halte den Kopf über Wasser (in doppeltem Sinne); ich hörte sonst immer das Gegentheil von den Wirkungen der Wassersucht, daß sie den ganzen innern Menschen verändere, durch Angstgefühl und Beklemmungen ganz muthlos und zaghaft mache; nein, so ist es nicht, ich sage Euch zum Troste: Es ist Kraft in mir, zu tragen, was ich leide und was mir noch bevorsteht. In den ersten Kämpfen hat mir mancher Spruch und Gesang in meinem alten Kieler Gesangbuche Thränen gebracht und getrocknet; keine Menschenseele ist allein und in den bittersten Augenblicken am wenigsten verlassen von unserem Herrn. — Es war eine bewegte Stunde, da ich Dahlmann bat, allein (unsern Hausarzt) Wolff zu sprechen und ihn zu bitten, offen und wahr wie bis dahin gegen mich zu sein; ich könnte Alles ertragen zu erfahren, nur nicht dieses Hinhalten. Das geschah. Dahlmann sagte ihm, sie ist klug genug, um zu wissen, daß Sie keine Kur mit Hoffmannstropfen und Pfeffermünzkügelchen an ihr machen wollen. So ward Alles gut und ruhig in mir. Wolff sagte: Hätte ich gewußt, daß Sie stark genug sind, nicht vor dem Namen zu erschrecken, hätte ich längst mit Ihnen gesprochen. — Ich habe Dahlmann und Hermann gelobt, ihnen das Leben nicht zu verbittern, auch geistig mich obenauf zu halten. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Ich will Euch Allen keine Schande machen und die trüben Stunden erheitern. Man möchte den Verstorbenen noch mehr Gutes erwiesen haben; ich meine, daß es Scheidenden näher liegt, den Ueberlebenden ein gutes Andenken zu hinterlassen."

Sie hielt tapfer und getreulich ihr Wort. Bis zu ihrem letzten Athemzuge blieb sie Trost und Stütze für ihre Angehörigen. Dieser letzte Athemzug kam leider zu bald. Am 16. Januar 1856 schrieb Dahlmann an Freund Reimer: „Meine arme Frau ist seit Monaten und jetzt leider unheilbar erkrankt; ich werde sie, sei's in Wochen oder in Monaten verlieren, daran ist kein Zweifel, auch

nach ärztlichem Urtheile, mehr. Sie trägt ihre unsäglichen Leiden mit Ergebung und Seelenstärke; auch ich werde ihren Verlust ertragen, denn der Mensch hat große Widerstandskraft, allein Sie werden, wenn wir uns einmal wiedersehen, ein tiefverödetes Haus in Bonn finden." Sie starb, umgeben von der Familie, in den letzten Tagen von der herbeigeeilten schwesterlichen Freundin Tina Wentorp noch liebevoll gepflegt, am 9. Februar 1856.

2. Die letzten Jahre.

Dahlmann hatte das siebenzigste Lebensjahr bereits überschritten, als ihm der Tod die zweite Gattin entriß. In diesem hohen Alter lag die Gewähr geduldiger Fassung. „Ich werde, schrieb er an Schwester Hannchen in Christiansfeld, mit Gottes Hülfe den harten Schlag ertragen. Wo hätte die Geistesruhe ihren Platz, wenn ihr nicht das Alter eine Stätte bietet?" Der beste Trost war, daß die kleine Luise auch fernerhin in seinem Hause verblieb. Reyscher wußte, wie innig sich der alte Mann an das liebliche Kind gewöhnt hatte, wie unentbehrlich ihm das muntere Wesen, das heitere Spiel Luisens geworden war; er verzichtete edelmüthig auf die Gegenwart des Töchterchens im väterlichen Hause zu Cannstadt und gönnte Dahlmann noch weiter die Freude, für ihre Erziehung zu sorgen. Eine Dame, die zu ihrer Aufsicht bestellt wurde, stand gleichzeitig dem Hause vor und machte es möglich, daß das äußere Leben sich auch jetzt in dem alten Geleise fortbewegte. Die Spuren des erlittenen schweren Schicksals blieben aber freilich dauernd eingegraben. Nicht gerade verschlossener gegen früher zeigte er sich den Freunden, wohl aber, daß er mit dem Leben abgeschlossen habe. Seine alten literarischen Pläne legte er endgültig zurück, jede Mahnung zu öffentlichem Wirken wehrte er gemessen ab. Er blieb fest überzeugt von der Wahrheit seiner Grundsätze; er sah aber für seine persönliche Thätigkeit keinen geeigneten Boden mehr. Gern führte er den Spruch des Sophokles im Munde:

„Erlerne, was gelernt sein will, erforsche was
Erforschbar, aber was erflehbar, fleh' von Gott!"

und gab ihm die Variante: „Alles andere stelle Gott anheim". Die Ergebung in das Unabwendbare artete jedoch nicht in geistige Stumpfheit aus. Je weniger er von dem politischen Treiben sich angezogen fühlte, desto lebendiger wurde sein Interesse an allen wissenschaftlichen Erscheinungen. Ihm war es nicht allein ein Labsal nach all dem trüben Nebeldunst, der in den letzten Jahren aufgestiegen war, die reine, klare Luft deutscher Wissenschaft zu athmen, es galt ihm auch als ein Beweis der gesunden Volksnatur und ließ seine nationalen Hoffnungen aufleben, daß der strenge Ernst der Forschung, die Ehrlichkeit wissenschaftlicher Gesinnung, der Eifer in dem Aufsuchen und Festhalten geistiger Güter sich nicht verloren hatten. Aus keiner Zeit haben sich so viele literarische Urtheile Dahlmanns erhalten, wie aus den fünfziger Jahren. Das ist nicht dem bloßen Zufall gut zu schreiben, sondern aus dem beharrlichen Fleiße zu erklären, den er in dieser Zeit der Muße als empfänglicher Leser entwickelte.

Seine alten philologischen Neigungen wurden wieder wach, als er von der Ausgabe der alten Classiker, welche die Weidmannsche Buchhandlung veranstaltete, Kenntniß erhielt. „Ihre Sammlung von Classikern mit deutschen Anmerkungen, schrieb er an Reimer (30. September 1853) kannte ich bisher nur dem Rufe und flüchtigem Ansehen nach. Nun kaufte ich mir neuerdings in München den Caesar de bello gallico von Kraner und habe bei dem Durchlesen auf der Reise mich so ungemein dadurch gefördert gefühlt, daß ich nicht unterlassen werde, nach und nach mit der ganzen Sammlung mich bekannt zu machen; denn es ist hier ein wirkliches Bedürfniß einfach menschlich verstanden und mit Einsicht befriedigt. Nun zeigt mir Ihr eingelegter Zettel noch eine ganze Phalanx von wichtigen Werken, die Sie als Stützen jener Sammlung vorbereiten, und keinen Augenblick zweifle ich, daß diese Werke von Männern dieser Auszeichnung ausgeführt, nicht bloß die Wissenschaft wesentlich und zeitgemäß fördern, sondern auch der Weidmann'schen Buchhandlung zur Ehre und zum Vortheil gereichen werden."

Auch für diese Sammlung von Handbüchern bewahrte Dahlmann dauerndes Interesse. „Ganz besonders, meldete er (16. Januar 1856), hat mich neuerdings die Arbeit Schömanns (Griechische

Alterthümer) gefreut; es tritt hier nicht das kühne Genie der Mommsenschen Leistungen hervor, allein es ist die Ausbeute eines folgerecht auf würdige Zwecke verwandten Gelehrtenlebens hier wohlgeordnet, überzeugend begründet und mit edler Wahrhaftigkeit dargelegt." Wie er über Mommsens Römische Geschichte dachte, wird schon aus dieser Stelle deutlich. Ein ausführlicheres Urtheil gab er in einem Briefe an Mommsen selbst (14. December 1856), der ihm auch menschlich nahe gekommen war, seitdem er sich mit Marie Reimer, der stillen Liebe Dahlmanns von Elgersburg her, vermählt hatte. „Das Jahr soll denn doch nicht zu Ende gehen, ehe ich Ihnen, lieber Professor, und Ihrer lieben Frau, meiner jungen Freundin, herzlich die Hand gedrückt und für so viele mir in der Stille bewahrte Theilnahme gedankt habe. Hätte dieses unbarmherzige Jahr, das mir Frau und Schwester genommen, mir nicht noch vor einer Woche auch die geliebte Schwägerin (Hegewisch's Frau in Kiel) geraubt, so hätte ich es schon früher gethan."

„Für das Geschenk Ihres erneuten Buches meinen wärmsten Dank. Mit welchem Ernst ich das Werk ergriffen und an seiner rüstigen Frische mich gelabt habe, wissen Sie wohl schon von Andern; mein Arzt diesen Herbst in Carlsbad machte mich jedesmal herunter, wenn er es in meiner Hand erblickte; dergleichen, hieß es, tauge für Carlsbad nicht. Wirklich, wenn ich etwas an mir rühmen kann, so ist es das, daß ich mich auch der unbequemen Wahrheit nie versperrt habe. Wenn ich sie freilich ganz willig aufnehmen soll, so gehört für mich dazu, daß sie nicht von einem bloßen Wisser komme, sondern der ganze Mensch sich damit zu schaffen gemacht habe. Und daran habe ich nie einen Mangel auf Ihren Feldern verspürt."

„Wenn ich nichts desto weniger mich in einigen Punkten noch nicht füge, worunter auch einzelne sein könnten, auf deren Nichtannahme Sie, um mich eines studentischen Ausdruckes zu bedienen, gewissermaßen einen dummen Jungen setzen, so kommt auch das nicht aus Herzenshärtigkeit, sondern eher weil ich etwas langsam mir die Sache anzusehen einmal gewohnt bin."

„In Ihre Gabe sollen mich die bevorstehenden Festferien näher

einführen. Uebrigens haben dieser Tage Jahn und ich auf einem Spaziergange eventuell schon auf Sie gescholten, für den Fall nämlich, daß Ihnen irgend eine neue Arbeit wichtiger erschiene, als die Fortführung Ihrer römischen Geschichte durch die Kaiserzeit. Bitten Sie Ihre liebe Frau mir ihr freundliches Andenken zu bewahren und bleiben Sie selbst mir gut. Der Himmel sei mit Ihnen und der Jugend Ihres Hauses."

Dahlmanns Aufmerksamkeit fesselten nicht die Bücher allein, welche in schwerer wissenschaftlichen Rüstung auftraten, auch die leichter geschürzten Werke der dichterischen Phantasie fanden an ihm einen eifrigen und dankbaren Leser. Freytags „Soll und Haben" legte er erst aus der Hand, nachdem er es bis zu Ende gelesen hatte, er nahm das ihm geliehene Exemplar nach Rothenhausen mit, um auch den dortigen Freunden den Genuß dieser köstlichen Schöpfung zu verschaffen, und hörte vergnügt zu, wenn man ihm später erzählte, durch wie viele Hände sein Exemplar gegangen sei. Ebenso bereitete ihm die von Prutz herausgegebene und Dahlmann gewidmete Uebersetzung der Holbergischen Komödien große Freude. „Ihren Holberg, sagt er in seinem Dankschreiben (28. October 1857), habe ich gleich bei Empfang hastig ergriffen und in einem Zuge durchgelesen. Sicherlich gedenke ich jener Gespräche noch, die wir in Jena öfter über Holberg gepflogen und habe ich den gesunden Menschenverstand, der jetzt fast die seltenste Waare zu sein scheint, seitdem noch höher schätzen gelernt, so ist wahrlich Holberg nicht dabei zu kurz gekommen. Auch die Dänen kann ich selbst jetzt in der Art nicht anfeinden, daß ich sie gering schätzte; es sind mindestens Leute, die an ihre Irthümer und Ungerechtigkeiten ihr Alles setzen, welche sicherste Weise, sie am Ende los zu werden, nicht an allen Völkern zu rühmen ist. Die Uebersetzungen, die Sie geben, haben mir sehr zugesagt; daß sich die deutschen Phrasen, welche der Dichter oft mit so komischer Wirkung ins Dänische mischt, nicht in der Art wiedergeben lassen, war nicht Ihre Schuld."

Neben Aeußerungen großen Wohlwollens kommen aber auch Urtheile von überraschender Schärfe. Häussers berühmte Deutsche Geschichte erregt ihm nur mäßiges Gefallen. „Den ersten Häusser'schen

Band habe ich noch immer nicht ganz durch, schrieb er an Gervinus (21. Mai 1854). Er übt durchaus keine anziehende Kraft, es ist leider ein lendenlahmes Buch. So wohl begabt der Verfasser ist, er hat, scheint mir, von historischer Composition gar keinen Begriff und die Entdeckungen, die er in handschriftlichen Documenten glaubt gemacht zu haben, dienen nur noch dazu, ihn von den gesunden Grundsätzen der Geschichtsschreibung immer weiter zu entfernen. Er kommt mir wie ein Landkartenzeichner vor, der jede Bucht, die er als Fußgänger durchmessen, nun auch auf seiner Karte anzubringen für Pflicht hielte. Ich schreibe das fürwahr nicht aus Tadelsucht, sondern aus wirklicher Bekümmerniß darüber, daß alle Leiden unserer Geschichte uns nun durch unsere Geschichtsschreiber wieder vorgeritten werden." Gegen die von Hirzel und Biedermann angeregte Sammlung von Werken über die neueste Geschichte hegte Dahlmann anfänglich auch große Bedenken. „An das Biedermannsche Unternehmen habe ich hauptsächlich deßhalb keinen rechten Glauben, weil die deutschen Schriftsteller sich nie einem gemeinsamen Plane unterordnen und im Raum beschränken." Doch befreundete er sich später mit dem Plane und bot Hirzel die wirksamste Hülfe zu dessen Ausführung. Noch einer seiner letzten Briefe galt demselben und war an Pauli in Tübingen gerichtet, um ihn zur Uebernahme der englischen Geschichte zu vermögen.

Man geht wohl nicht irre, wenn man der trüben politischen Stimmung, welche auf Dahlmann lastete, das Mißtrauen wesentlich zuschreibt, das ihn gegen alle auf die Erweckung des politischen Geistes gerichteten Bestrebungen erfüllte. Schon bei den Büchern, welche die Geschichte unserer Tage behandeln, erschien ihm der Erfolg der angewendeten Mühe selten entsprechend. Nicht der Mangel an Einsicht war es ja, der unsere öffentlichen Zustände so erbärmlich machte, sondern das Fehlen des starken Willens, der Alles auf einen Wurf einsetzenden Kraft. Vollends vergeblich däuchte ihm die unmittelbare politische Agitation durch die Presse. Als ihn Haym dringend bat und mit dem Aufwande der besten Gründe beschwor, an den neubegründeten preußischen Jahrbüchern mitzuarbeiten, erhielt er (6. December 1857) eine ablehnende Antwort:

„Ich habe Ihren Hegel soeben durchgelesen und daraus mit großer Freude ersehen, daß wir in der Politik eine ziemliche Strecke Weges werden mit einander gehen können. Indeß gestehe ich Ihnen unverholen, daß mir der Zweifel bleibt, ob überhaupt im gegenwärtigen Augenblick durch Schriftstellerei in unseren vaterländischen Angelegenheiten etwas auszurichten ist. Man soll, denke ich, ein Volk nicht freier machen wollen, als es selber zu sein Lust hat, und so lange die Frösche in ihrem Sumpfe lustig quacken, heißt es vielleicht sie an den Bedingungen des Lebens verkürzen, sobald man sie auf einen trockenen Boden versetzt."

„Möglich jedoch, daß ich in dieser Auffassung der Gegenwart irre gehe, und ich bekenne mit aller Aufrichtigkeit, daß, dieses Irrthums überwiesen zu werden, das Liebste wäre, was mir an der Grenze meines Lebens noch begegnen könnte. Verlangen Sie daher für den Augenblick keine bindende Zusage von mir, allein seien Sie sicher, daß, sobald ich meines Irrthums durch Ihre Jahrbücher inne werde, es auch an mir, soweit meine Kraft reicht, nicht fehlen und auch Ihre Forderung der Anonymität mich nicht schrecken soll, mit welcher ich sonst nicht einverstanden bin; denn mir gilt gerade in vaterländischen Dingen die Integrität des im Leben bewährten Namens für die Hauptsache und den Hauptschlüssel zum tieferen Verständniß."

Dem gleichen Zweifel von Seiten Dahlmanns begegnete der Plan, die Deutsche Zeitung wieder zu beleben. Gervinus hatte denselben im Frühjahr 1860 gemeinsam mit W. Beseler, Häusser und Jolly gefaßt und an Dahlmann mit der Bitte gemeldet, im Bonner Kreise Actionaire für die Zeitung zu werben. Er richtete an Dahlmann (8. März 1860) folgenden Brief: „Ich schreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, als ein Lebenszeichen von uns und um Ihnen die Beilage (das Zeitungsprogramm) zu schicken, deren Inhalt Sie wahrscheinlich überraschen und den Kopf schütteln machen wird. Ich habe an der Sache den Hauptantheil und gewiß aus den solidesten Motiven. Mich läßt es wirklich nicht schlafen, wenn ich in der Wirre und Flauheit der politischen Meinungen die Presse so haltlos und rathlos sehe, wie das Regiment. Ich halte die Zeit für die ange-

kündigte Unternehmung wirklich für viel geeigneter als früher. Und die Kräfte sind hier jetzt besser beisammen als damals." Dahlmanns Gegenrede (20. März) lautete: „Fürwahr, Sie verstehen es, Ihren Freunden Ueberraschungen zu bereiten. In der That, ich bin überrascht worden und an meinem Kopfschütteln hat es, wie Sie voraussahen, ebenfalls nicht gefehlt. Mir scheint nämlich, daß ich es nur geradaus sage, die Sache so zu liegen, daß für die Ordnung der deutschen Verhältnisse von dem gesetzlichen Wege nichts mehr zu hoffen ist; von der andern Seite aber würde eine Zeitung, die den ungesetzlichen Weg predigte, nicht die Dauer von vier Wochen haben. Die Namen, welche an der Spitze Ihrer Zeitung stehen sollen, sind von der vaterländisch-ehrenwerthesten Art, dabei vortrefflich nuancirt; gleichwohl will mir der Muth zu dem Unternehmen nicht kommen, auch finanziell nicht. Heidelberg ist eine Mittelstadt, da strömen keine Annoncen zu. Ich habe leider keine einzige Actie bis dahin gewinnen können; auch Jahn nicht, dem Beseler geschrieben hat und der eine viel größere treibende Kraft besitzt als ich, und weit mehr Verbindungen cultivirt."

Verhielt sich Dahlmann in diesem Falle ablehnend gegen die Pläne seines Freundes, so zollte er einer andern That desselben seinen vollen Beifall. Zwei literarische Unternehmungen waren es, an welchen sein ganzes Herz hing, deren endliche Ausführung zu seinen Lieblingswünschen gehörte: Grimms Wörterbuch und Gervinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von allem Anfange her hatte Dahlmann an dem Grimmschen Werke den innigsten Antheil genommen, keinen Anlaß versäumt, zur Verwirklichung desselben aufzumuntern, bald bei den Verfassern, bald bei den Verlegern angefragt, wie es denn mit den Vorarbeiten stehe und wie bald man auf das erste Heft hoffen dürfe. Als ihm Hirzel mittheilte, daß dazu nahe Aussicht vorhanden sei, athmete er fröhlich auf. „Alles, was Sie mir von dem Fortrücken des Grimmschen Wörterbuches schreiben, antwortete er (8. Februar 1852), ist mir höchst anziehend; nicht leicht hat mich eine literarische Unternehmung in dem Grade beschäftigt und ich bekenne mich zu der Schwäche, daß mich ein erster Bogen davon noch immer höchst angenehm

überraschen würde." Es war ein Fest im Dahlmann'schen Hause, als der erste Bogen endlich anlangte. — Dahlmann hatte sich die Gunst ausgebeten, daß ihm die einzelnen Aushängebogen gesendet würden. Nicht allein, daß er nicht ruhte, bis er jeden Bogen zu Ende gelesen hatte: versammelten sich am Abend die Freunde am Theetisch, so empfing sie gewiß Dahlmann mit der freudigen Nachricht, es sei ein Bogen wieder angekommen und theilte ihnen, was ihm am meisten behagt hatte, eifrig mit. „An dem Grimm'schen Wörterbuche, schreibt er an Gervinus, erquicke ich mich sehr, nicht leicht ist da ein Artikel, aus dem ich nicht etwas lerne." In heftigen Zorn versetzten ihn die kleinlichen Bemäkelungen, welche das Wörterbuch erfuhr. „Als die Brüder das Werk unternahmen, wußten sie recht gut, daß es ohne vielfältige Verstöße im Einzelnen nicht zu vollbringen sei. Statt ihnen das zum Verdienste anzurechnen, daß sie sich dadurch nicht schrecken ließen, bemühte man sich schadenfroh, es ihnen zu verleiden, was doch, hoffe ich zu Gott, nicht gelingen wird." Jede Verzögerung in der Ausgabe versetzte ihn in Unruhe und als im Jahre 1857 eine längere Stockung einzutreten drohte — Jacob, nachdem er die Buchstaben A—C vollendet hatte, wollte nun einige Zeit ausruhen, Wilhelm, welcher den Buchstaben D unternommen hatte, rückte nur langsam vorwärts — klopfte Dahlmann an Jacobs Thüre an und bat und mahnte, auf das Recht alter Freundschaft sich stützend, das so glänzend begonnene Werk nicht durch eine längere Unterbrechung zu schädigen.

Er empfing von Jacob (14. April 1858) folgende Antwort: „Sie ermahnen mich liebevoll und dringend zu eifriger Fortarbeit. Hirzels Briefe tropfen schon Jahre lang anhaltend auf denselben Fleck, zwar mit feinster Schonung, doch so, daß, wie wenn Frauen schreiben, dasselbe Anliegen immer darin enthalten ist, und auch, falls ich sie nicht läse, ich doch wüßte, was darin steht. Im Widerspruch mit diesen Stimmen und einer innern in mir selbst, mahnen mich alle übrigen, die hier in mein Ohr tönen, ab von angestrengter Arbeit und haben, wie Sie sich denken können, am Arzt ihren Hinterhalt. Ich werde dadurch nicht stutzig, noch unschlüssig, aber doch etwas gepeinigt. Stellen wir uns das Bild des Wörterbuches einmal

lebhaft vor. Ich habe in Zeit von drei Jahren für die Buchstaben A B C geliefert 2464 enggedruckte Spalten, welche in meinem Manuscripte 4516 Quartseiten ausmachten. Hier will Alles, jeder Buchstabe eigenhändig geschrieben sein und fremde Hülfe ist unzulässig. Wilhelm wird in den drei darauf gefolgten Jahren das D, obschon er es dem Plane entgegen zu sehr ausgeführt, in etwa 750 Spalten darstellen. Die Buchstaben A B C D erreichen noch nicht ein Viertel des Ganzen; es bleiben also, mild angeschlagen, noch gegen 13000 gedruckte Spalten oder nach Weise meines Manuscriptes 25000 Seiten zu schreiben. Fürwahr eine abschreckende Aussicht."

„Daß wir Beide zugleich das Wörterbuch arbeiten, hat auch äußerlich manches gegen sich. Die Menge von Büchern, die dabei gebraucht werden, müßten bald hier bald dort weggenommen werden. Da wir nicht in einer Stube sitzen, würde ein beständiges Laufen und Holen entspringen. Ich weiß nicht, ob Sie sich unsere Hauseinrichtung deutlich vorstellen. Fast alle Bücher sind an den Wänden meiner Stube aufgestellt und Wilhelm hat die größte Neigung, sie in seine Stube zu holen, wo er sie auf Tische legt, daß man sie schwer wiederfindet. Trägt er sie aber an die alte Stelle, so ist ein unendliches Thür-Auf- und Zuschlagen, das uns Beiden lästig wird. Dieß ist nur ein äußeres Hinderniß, das aus dem Zusammenarbeiten hervorgeht, die innern sind viel schwerer."

„Sie wissen, daß wir Beide von Kindesbeinen an brüderlich zusammenleben und einer ungestörten Gemeinschaft pflegen. Alles was Wilhelm arbeitet, geschieht mit fleißiger Sorgfalt und Treue, allein er geht langsam zu Werke und thut seiner Natur keine Gewalt an. Ich habe mir oft im Herzen vorgeworfen, daß er durch mich eigentlich in grammatische Dinge getrieben worden ist, die seiner innern Neigung fern liegen, er hätte seine Talente, ja Alles, worin er mir überlegen ist, besser auf anderen Feldern bewährt. Diese Wörterbucharbeit verursacht ihm zwar auch Freude, doch noch mehr Pein und Noth, dabei fühlt er sich selbständig und vereinbart sich ungern da, wo die Ansichten abweichen. So kommt es denn, daß die Gleichartigkeit des Plans und der Ausführung leidet, was dem Werke schadet, wenn es auch einigen Lesern sogar angenehm erscheint.

In seiner Ausarbeitung ist mir darum Einzelnes nicht recht, sowie umgedreht an der meinen ihm Einzelnes mißfallen mag. Ein solches Werk muß, wenn es rasch gedeihen soll, in einer Hand liegen. Ich muß aber noch weiter ausholen."

„Als mir 1838 oder 1839 von Weidmanns der Antrag geschah, so stand zunächst unsere damalige ungewisse, hilflose Lage, die wohl verleiten konnte, die Gedanken anderswohin zu wenden, als sie sonst gegangen wären. Die Wucht des Unternehmens stand mir wohl im Geiste vor und es war kein Leichtsinn, der mich in die Annahme des Vorschlages willigen ließ, es lag damals etwas Unausweichliches darin. Die Ausführung rückte zunächst in die Ferne, bis weitläufige Zurüstungen beendigt sein würden. Ganz andere Geschäfte lagen vor und wurden ergriffen. Es ist wahr, lange Zeit verstrich, ehe, von Leitung jener Materialien abgesehen, an's Wörterbuch Hand angelegt wurde. So lange das Material nicht beisammen war, ließ sich nicht beginnen; wäre die Unruhe von 1848—1849 nicht dazwischen getreten, hätte doch einige Jahre früher können angehoben werden."

„Denken Sie ja nicht, daß das Wörterbuch keinen Lohn und kein Behagen in sich trage und mit sich führe. Es zwingt mich, zahllose Einzelheiten vorzunehmen und zu entdecken, an die ich sonst nicht gedacht hätte, der Gewinn ist mir willkommen, allein ich erkenne auch, was ich im Ganzen dadurch einbüße. Ich empfinde weit mehr Lust, die Grammatik, der ich doch am Ende Alles verdanke, was ich erreichte, überhaupt zu vollenden, jetzt wächst sie über mich und ich muß sie unvollendet liegen lassen, vermag ihr nicht zu geben, was in meinen Kräften stände, wenn ich mich frei fühlte. Unterdessen auch haben sich manche andere und neue Gegenstände vor mir aufgethan, deren Behandlung mir weit näher zu Herzen ginge als das Wörterbuch; sie könnte ich erreichen, während das Ende des Wörterbuchs doch unnahbar steht."

„Manche Leute sagen und meinen, durch die beiden Bände werde dargelegt, wie die folgenden bearbeitet werden müssen, damit sei genug geschehen. Am Ende ist's auch fast einerlei, ob wir am dritten Bande sterben oder am sechsten, achten. Sie stellen sich kaum

vor, wie mir von Bekannten und den Nächsten im Hause zugesetzt und aufs Wörterbuch gescholten wird. Doch ich weiß, wozu ich verbunden bin, und habe bereits vor acht Tagen nach Leipzig gemeldet, daß ich noch diesen Monat anfangen will; ich werde also den Hals wieder unter das Joch beugen und erwarten, was die Zukunft bringt und wie sie es für mich ausgleicht."

Bei Gervinus bedurfte es keiner Werbung, um ihn zur rüstigen Fortführung seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu vermögen. Da hatte Dahlmann eher Mühe, mit der staunenswerthen Arbeitskraft des Verfassers gleichen Schritt zu halten. Jeden neuen Band empfing er mit frischer Freude, und genoß ihn mit sichtlicher Genugthuung über des Werkes stetig steigenden Ruhm, ohne deßhalb mit seinem Urtheile über das Mißfällige oder Tadelnswerthe zurückzuhalten. „Sie haben da, schrieb er nach Empfang des ersten Bandes (16. Juni 1855), ein weislich erwogenes, mit Festigkeit gehaltenes, tief einschneidendes Buch geschrieben, für welches Ihnen jeder Menschenfreund Dank wissen muß; es hat daneben den Vorzug, dem deutschen Glaubenssatze entgegenzuarbeiten, daß Geschichtswerke, um etwas zu taugen, vor allen Dingen langweilig sein müssen. Die Vermeidung von Fremdwörtern, da wo sie gemißt werden können, rechne ich Ihnen noch besonders zu Gute."

„Die hohe Haltung, die sonst durch das Buch geht, wird man vielleicht allein bei dem Abschnitt: Metternich vermissen, ein Fehler, wenn es einer ist, den ich, menschlich betrachtet, nicht wegwünsche, der Ihnen aber vielleicht zu schaffen machen kann. Lassen Sie mich auf einige Kleinigkeiten hinweisen. Daß Sie einem Kaiser die Mitführung seines Lieblingsweines mißgönnen, scheint mir eine kleine Gervinus'sche Schrulle. Eine Maitresse, die schwerer wiegt als der Weinbedarf des mäßigen Napoleon, würden Sie ihm stillschweigend gestattet haben. Bei der Dino würde ich das Epitheton „berüchtigte" weggelassen haben, da sie noch lebt; auch hat sie das Verdienst, bei einem Alter von zweiundsechzig Jahren noch immer schön zu sein. Bei Metternichs Schilderung störte mich am Schlusse die Vergleichung mit Richelieu und Mazarin, (worin vielleicht ein versteckter Ausfall auf Ranke liegt), nicht als ob sie nicht zu rechtfertigen wäre,

aber Richelieu war doch ein höchst arbeitsamer und in seiner Art schöpferischer Minister. Wenn ich nicht irre, sind übrigens die beiden letzten Bogen des Bandes nicht mit der Liebe geschrieben wie die früheren und die etwas gehäuften Einzelheiten über die Finanzen verdecken die Grundansicht."

„Doch das Alles nur zu Ihrer eigenen Erwägung und Beurtheilung. Vor allen Dingen lassen Sie mich Ihnen danken für Ihr Buch, das mich außerordentlich erbaut und gefreut hat, und das so leicht nicht vergessen werden wird."

Schon nach Jahresfrist (28. Juni 1856) konnte Dahlmann seine Eindrücke über die Fortsetzung des Werkes mittheilen: „An der eigentlichen Frische des Lebens fehlt es überall. Wenn ich diese auch in Ihrer ersten Hälfte des zweiten Theiles nicht gefunden habe, so wiederhole ich eigentlich nur Ihre eigenen Worte damals, als Sie mir die ersten Bogen gaben, und so liegt davon der Grund in Unzähligem, was theils dem Stoffe, theils gerade der gegenwärtigsten Gegenwart anhängt. Es wird mich sehr freuen, wenn die zweite Hälfte wirklich rasch nachfolgen kann; wenn Sie die Geduld haben, sie in ihre Sechsunddreißigstel von Miseren zu verfolgen, so wird sie uns mindestens einen nützlichen Grimm erwecken. Vielleicht irre ich, aber manchmal kommt es mir so vor, als ob der Gibbonsche Paragraphenzuschnitt Sie in Ihrer Eigenthümlichkeit ein wenig lähmte, indem er Ihnen den Zwang einer Art gleichförmigen Vollständigkeit auflegt. Und Sie haben sich ein Terrain gewählt, welches wider die gewöhnliche Ordnung der Dinge zugleich dornicht und sumpfig ist. Hoffentlich jedoch erleben Sie die Zeit, da auch Ihnen peracti labores iucundi sein werden."

Gervinus nahm diese Ausstellungen gutmüthig und freundlich auf. So schlimm aber wie Dahlmann dachte er über die Sechsunddreißigstel deutscher Miseren in den zwanziger Jahren nicht. Er antwortete (10. August): „Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über meinen zweiten Band (erste Hälfte) sagen, ist mir selbst aus der Seele. Ich weiß nur zu gut, was bei diesem Theile außer dem niederziehenden Stoffe noch Niederdrückendes in meinem Befinden störend und hemmend übel gewirkt hat. Auch die zweite Hälfte wird

höchstens stellenweise anders sein; der Stoff ist da noch kleiner und im Einzelnen weniger fesselnd. Gleichwohl kann ich kaum hoffen, Ihre Erwartung zu befriedigen und sehr auf Ihren „Grimm" zu wirken. Denn obgleich ich nichts schone und verschone, gewiß, und die Karlsbader und Wiener Dinge von 1819—20 elend genug sind, so ist doch das Bild der deutschen Dinge jener Jahre gegen alles Andere, was in der Welt vorging, noch weit das ansprechendste; und dies stellte sich mir zu meiner eigenen Verwunderung erst nach und nach so dar, ohne jede Voransicht und Vorbesicht, je mehr ich über den Stoff Herr wurde. Ich kann mich nicht überwinden, das Vielgestaltige und ganz Eigenthümliche in dem Leben der Deutschen Besonderheiten zu übersehen über seiner Kleinheit und über dem Eintrag, den es der Einheit thut. Ich wünsche diesen letzten Schaden überall gehörig betont zu haben, ohne gegen den ersten Vortheil darum blind zu werden. Gegen das französische Kapitel vorher, das ein großes Volksleben in einer Hauptstadt und in dieser auf einen kleinen Kreis von Verschwörern und Intriguanten reducirt zeigt, nimmt sich das deutsche Wesen dieser Jahre, in allen seinen Theilen übersehen, wie ein Schauspiel voller Fülle und eigener Bewegung aus. Sie haben jene Zeit schon in ganzer Reife er- und durchlebt und ich bin sehr gespannt, was Sie sagen werden, wenn Ihnen die zweite Hälfte in die Hände kömmt."

Der Brief, in welchem Dahlmann das verlangte Urtheil über die zweite Hälfte fällt, hat sich leider nicht erhalten. Aber Gervinus äußert in einem spätern Schreiben (26. December): Dahlmann wäre auf das letzterhaltene Stück des zweiten Bandes schlecht zu sprechen. Offenbar hatte Dahlmann aus den Erfahrungen seines früheren Lebens über den Werth des deutschen Particularismus andere Folgerungen gezogen, als Gervinus aus seinen historischen Studien, die diesem Anlaß geben, das kleinstaatliche Leben in einem helleren Lichte zu erblicken, und gewiß auf die politischen Anschauungen seiner letzten Jahre einen bestimmenden Einfluß übten. Das war übrigens nicht der einzige Punkt, in welchem die Meinungen der Freunde auseinandergingen. Ihr Briefwechsel aus den fünfziger Jahren ist reich auch an politischem Inhalte. Mit Gervinus tauschte Dahlmann

lieber als mit jedem anderen Manne seine Gedanken über die vaterländischen Dinge und die öffentlichen Angelegenheiten aus. Es weckten nicht allein die altbewährten, freundschaftlichen Beziehungen, die nun schon in das dritte Jahrzehnt fortdauerten, sein Vertrauen, er hatte auch für Gervinus' reiches Wissen und weiten Blick große Achtung und von dessen lauterer Gesinnung die beste Ueberzeugung. Doch ließ er sich auch durch den Freund in seinen Grundsätzen nicht wankend machen. Man bemerkt in Dahlmanns politischen Aeußerungen eine große Bitterkeit, eine herbe Schärfe, aber dabei beharrte er unerschütterlich, daß die Monarchie allein uns zum Heile diene und daß die Zukunft Deutschlands, mag auch die nächste Gegenwart noch so niederdrückend wirken, keineswegs nur die wüsten Trümmer unserer Hoffnungen und berechtigten Wünsche zeige.

Am 27. Mai 1857 schrieb er an Gervinus: „Wie ich so hier bin, vereinsamt mit meinen Unterleibsplagen und neuerdings ins dreiundsiebzigste Jahr getreten, halte ich mich noch für jünger als die Mehrzahl unserer jetzigen so phantasielos eleganten Jugend. Was ich zu bedauern fortfahre, ist, daß der republikanische Hintergrund, in welchem Sie die Zukunft unseres Welttheils erblicken, Sie für solche, die an der constitutionellen Monarchie zu haften fortfahren, auf einen gewissermaßen fremdartigen Boden versetzt hat. Mir bleibt immer der Eindruck, daß den Deutschen vornämlich Macht nöthig sei, weit mehr als Freiheit, und wie die nöthige Macht im Welttheile uns auf anderem als monarchischen Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden."

„Sonst wüßte ich denn freilich an unseren Monarchen nichts zu preisen, am wenigsten an den geistlichen, die es sein wollen. Vorgestern kam der Kölner Erzbischof hier vorbei auf seiner Rückreise von Rom und die albernen habsüchtigen Kölner, die den Katholicismus als eine ihrer Geldquellen pflegen, holten ihn in großen Schaaren ein. Der Erzbischof weigert sich, höre ich aus guter Quelle, durchaus zu dem Denkmal Friedrich Wilhelm III. den geringsten Beitrag zu zeichnen, in Erinnerung an das, was vor zwanzig Jahren einem seiner Vorgänger geschehen ist. Das wird die Berliner Schwachköpfe, die den Katholicismus durch Cajoliren ein-

zufangen hoffen, in Zorn und Schrecken setzen. Aber der Zorn wird leer und thatlos bleiben, wie Alles, was von dort kommt. Den Mommsen berufen sie, weil der König gesagt hat, es solle mit dem Corpus römischer Inschriften vorwärts gehen, obgleich sie den Verfasser der römischen Geschichte verabscheuen. Leider ist er nun einmal der einzige Mann, der dem Geschäfte gewachsen ist."

Gervinus glaubte sich rechtfertigen zu können. Als er (29. Juni) Dahlmann zu der gemeinsamen Ferienreise einlud, fügte er hinzu: „Dann wird sich wenigstens unter uns zweien der Bann auch einmal lösen können, den Sie durch meinen Republicanismus um mich gezogen sehen. Leider oder Gottlob befestige ich mich jeden Tag darin. Die ganze Stimmung der Welt über die Zeit, die jeder als ein großes, 'allgemeines Provisorium ansieht, bestärkt mich darin, daß die bestehende Ordnung tolerirt wird. Mir persönlich ist ein gewisser beengender Panzer von der Brust, seit ich mich im Einklang mit dieser Wendung der Dinge, wie ich sie voraus zu wittern glaube, befinde. Sie können es aus meiner Jugendarbeit über Ihre Politik noch wissen oder sehen, daß ich schon damals vor 20 Jahren dieselbe Witterung hatte, mich aber ihr noch nicht überließ, weil ich die Welt noch zu stark von dem constitutionellen Geiste bewegt sah. Das hat sich nun sehr geändert und in mir ist nichts, was dem zuwider wäre. Ich habe nie in meinem Leben das Bücken vor weltlichen Göttern weder verstanden noch geliebt."

„Sie wissen aus vielfältiger alter Erfahrung, antwortete (6. Aug.) Dahlmann, wie gern ich komme, und dieses Mal stellen Sie mir sogar eine politische Bekehrung in Aussicht. Nun, ich verdamme weder die Republik, noch fürchte ich sie, habe auch wahrlich keinen Grund mich über die Beschaffenheit unserer monarchischen Zustände zu täuschen. Allein ich setze wenig Vertrauen auf die Leistungen des deutschen Volks auf dem Felde der Republik, gar nicht davon zu reden, daß ich fortfahre, die richtig begrenzte Monarchie für die bessere Verfassungsform zu halten. Wenn ich republikanische Bestrebungen in Deutschland erleben sollte, so würde ich sie, wie ich einmal denke, als einen Zustand des Uebergangs betrachten."

So glaubensstark Dahlmann auch war, manchmal übermannte

ihn doch die Furcht, daß wir unseren Weg mitten durch furchtbare Stürme werden suchen müssen; schwere Sorge packte ihn, wenn er an die nächste Zukunft dachte, und Widerwillen gegen das gegenwärtige Geschlecht, das sich im flachen Lebensgenusse gefiel und als wäre das Haus trefflich bestellt und die öffentliche Ordnung auf unverrückbaren Stützen gebaut, den Vergnügungen des Tages nachjagte. „Wenn ich nicht irre, bekennt er (6. August 1858) Gervinus, stehen wieder große Umwälzungen in nicht weiter Ferne bevor. Das Regiment in Frankreich kann kaum lange zusammen halten; England ist für den Augenblick schwach geleitet und Ostindien bleibt von nun an eine stets offene Wunde. Deutschlands Chance steht in Bezug auf Rußland gegenwärtig besser, weil hier ein freilich höchst waglicher Versuch der inneren Fortbildung auf der Bahn der Freiheit gemacht wird, im Uebrigen aber steht auf deutschem Boden Alles unabsehlich. Nirgend von Oben Kraft und Entschluß. Mir kommt täglich, wenn ich auch das von Unten betrachte, mein alter Satz wieder in den Sinn: man dürfe ein Volk nicht freier machen wollen, als es selbst zu sein begehrt."

Diese gereizte Stimmung war es auch, welche Dahlmann den Absagebrief (18. Juli) an das Comité für das Steindenkmal in Nassau, welches ihn zum Mitgliede gewählt hatte, in die Feder eingab: „Wenn ich Bedenken trage, wie das entschieden der Fall ist, der mir zugekommenen, an sich ehrenvollen und von mir dankbar erkannten Aufforderung zur Mitwirkung am Stein'schen Denkmale mich anzuschließen, so beruht das auf dem Zusammenhange meiner vaterländischen Ueberzeugungen. Unsere vaterländischen Wunden lassen sich nun einmal mit Flittern nicht zudecken und ich theile den hitzigen Denkmalseifer unseres Zeitalters nach keiner Richtung hin. Ich frage: Können wir mit Ehren um das Denkmal eines Heros uns scharen, dessen bestes Wollen unaufhörlich in Frage gestellt wird? Wenn einmal Deutschland wieder zu verdienten Ehren gebracht ist, dann wird der Mann des Grundbaues, Stein, die erste Größe sein, deren wir Alle gedenken, und das in unserem Herzen ihm längst errichtete Denkmal möge dann auch in die Außenwelt treten. Bis dahin würde ich warten. Denkmale üben leider keine schöpferische Kraft.

Aus diesen eben so schmerzlichen, wie bitteren Empfindungen, welche ihn von aller Thätigkeit fern hielten und selbst den Gedanken die Richtung auf das bloße Verneinen, Befürchten und Bezweifeln zu geben drohten, rissen ihn die Ereignisse des Jahres 1859. Die Einsetzung der Regentschaft in Preußen, der Ministerwechsel daselbst ließen die Hoffnung aufkommen, daß endlich dem scheinheiligen, unmännlich schwachen Regiment, das nur den Feinden Preußens zu gute kam, werde ein Ende gemacht werden. In dem italienischen Kriege aber mischten sich in den Schlachtenruf Klänge, welche die Mächtigen der Erde längst verstummt glaubten, von der Freiheit der Völker und dem Rechte der Nationen. Ein frischer Luftstrom durchzog Europa, welcher alle Geister belebte und politische Erwägungen, Rathschläge und Warnungen wieder zur Hauptbeschäftigung aller Gebildeten machte.

Was Dahlmann schon viele Jahre hindurch unterlassen hatte, politische Ereignisse in seinem Kalender anzumerken, dazu fand er nun wieder Anlaß und auch ein Gedenkblatt liegt vor, in welchem er wieder seine Eindrücke und Beobachtungen einzeichnete, um später ihre Richtigkeit zu prüfen. Sie lauten:

„Ausgang Januar. Statt einer Adresse des Hauses der Abgeordneten, wie Simson sie entworfen und ohne Amendement durchgesetzt hat, wäre noth gewesen, in ehrfurchtsvollen und gemäßigten Ausdrücken dem Prinzen Regenten zu danken, daß er ein Ministerium entlassen habe, welches das Vertrauen des Landes nicht verdiente, und ein anderes an die Stelle gesetzt habe, dessen Mitglieder, was deren große Mehrzahl angehe, Gelegenheit gehabt hätten, sich bereits im Vertrauen des Landes zu begründen. Die angenommene Adresse lautet, als sei Alles vortrefflich gewesen und fahre fort es zu sein."

„Ausgang April. Preußen und England haben leider in auswärtigen Angelegenheiten den ganz verkehrten Weg eingeschlagen. Sie wollten den europäischen Frieden erhalten und sind den Weg gegangen, der zum Kriege führt. Der rechte Weg wäre gewesen, dem Kaiser der Franzosen, der, aus welchen Gründen denn auch, die ganze Kriegsunruhe angefangen hat, mannhaft entgegenzutreten und auf eine Schilderhebung Frankreichs in Italien den Krieg mit

Preußen und England zu setzen. Statt dessen fing man an, daß man den Unfug Frankreichs und seine Kriegsrüstungen ignorirte und mit Oesterreich zu rechten begann, welches doch wahrlich den Krieg nicht wünschte und welches doch neuerdings in der Regierung über sein Italien Mannichfaches verbessert hatte. So ließ man den eigentlichen Friedensstörer unbeunruhigt, der offenbar darauf ausgeht, an die Stelle des österreichischen Einflusses nicht die Freiheit Italiens, sondern den französischen Einfluß auf Italien zu setzen, damit diese politische Großthat die schwankende Kaiserkrone befestige. Der vorgeschlagene und von Preußen und England eifrig unterstützte Congreß sollte für Frankreich Zeit gewinnen, seine Rüstungen zu vollenden. Da hat nun Oesterreich plötzlich ein Ende gemacht und den Knoten zerhauen. Der Krieg hat am 29. April begonnen — und ich kann Oesterreich deßhalb nicht tadeln."

„7. Mai. Wir befinden uns in einer äußerst sorgenvollen Lage; der italienische Krieg hat angefangen, allein man weiß bisher von keiner Entscheidung. Wenn nun Oesterreich glückliche Kriegsgeschäfte macht, so wird Preußen mit seinen neun in Rüstung begriffenen Armeecorps zwar nicht glänzend dastehen, vielmehr von beiden kämpfenden Theilen kalt betrachtet werden, aber doch zur Zeit ungefährdet bleiben. Geschähe es aber, daß Oesterreich einen Hauptschlag erlitte, wer steht dafür, daß es dann nicht sein Italien aufgiebt und sich dafür von Frankreich auf deutschem Boden entschädigen läßt?"

„25. Juli. Jetzt hat Oesterreich, nachdem es die Schlachten bei Magenta und Solferino verloren, am 12. Juli in den Frieden von Villafranca gewilligt. Es tritt den größten Theil der Lombardei ab. Der Kaiser der Franzosen hat freilich seine Zusage an die Italiener nicht einmal zur Hälfte erfüllt; allein die Flammen der Revolution drohten ihm in Italien und in Ungarn über den Kopf zu wachsen. Er löschte durch den Friedensschluß ein Feuer, das er selber angezündet, und hat, außer der Genugthuung, Oesterreich gedemüthigt und sich den großen Feldherren angereiht zu haben, die Freude, die innere Zwietracht der Deutschen noch gesteigert zu haben. Denn er unterläßt nicht die Masquerade zu spielen, als

hätten die deutschen Rüstungen ihn zu dem Friedensschlusse vermocht. Preußen mag sich nun doppelt vor Oesterreich in Acht nehmen. Frankreich ist jetzt wieder die gebietende Macht in dem furchtsamen Welttheile, und Preußen hat, ohne es zu wollen, dem Beherrscher von Frankreich in die Hände gearbeitet. Leider ist dem so."

Die Verdammung, welche Dahlmann in dem Gedenkblatt über die preußische Politik jener Tage ausspricht, drückt er in einem Briefe an Gervinus (31. März 1859) noch stärker aus. „Louis Napoleon spielt das alte Spiel, Deutschland durch innere Uneinigkeit zu verderben. Darum muß man Oesterreich gegen Frankreich helfen, was wir auch immer an Oesterreich zu rügen haben. Berlin und London hätten gleich von Anfang her erklären müssen: auf jede bewaffnete Einmischung Frankreichs in die italienischen Händel steht von unserer Seite der Krieg gegen Frankreich. Louis Napoleons Worte: „Preußen hat mich verstanden", bedeuten für mich nichts anderes als: Preußen ist willig sich von mir gängeln zu lassen. Wenn wir Frieden behalten, so verdanken wir es dem kühnen Eigensinn Oesterreichs und nicht den Schleinitzens und den Malmesburys. Die in einigen deutschen Kammern gegebenen Anregungen zum Widerstande haben mich gefreut. Frankreichs Macht ist weit furchtbarer als die Meisten sich denken und es fehlt ihm nicht an Generalen. Preußen hat jetzt leider keinen Mann, der durchschlüge."

Wir wissen jetzt, daß Dahlmanns Urtheil über die preußische Politik der Gerechtigkeit entbehrte, daß Oesterreich sich von Preußen nicht helfen lassen wollte und die preußischen Rüstungen in der Wagschale der Entschlüsse Frankreichs in der That schwerer wogen, als Dahlmann vermuthete. Wir dürfen aber gleichzeitig nicht übersehen, daß ausschließlich das deutsche und preußische Interesse seine Auffassung bestimmte, und weil dem so war, so bewahrte er den vollendeten Thatsachen gegenüber seine volle Unbefangenheit und zog aus denselben alsbald die rechten Schlüsse. Er war kein Doctrinär, welcher, wenn seine Voraussetzungen nicht in Erfüllung gehen, lieber vor den Ereignissen die Augen verschließt, als daß er den Irrthum seiner Lehrmeinung bekennen wollte, auch nicht so romantisch gesinnt,

um für die Fortdauer der kaiserlichen Herrschaft in Italien zu schwärmen. Die ernste Arbeit des italienischen Volkes, sich ein selbständiges, einheitliches Dasein zu erobern, nahm Dahlmanns höchste Theilnahme gefangen, und ebenso begriff er mit voller Klarheit die Wichtigkeit, welche ein gekräftigtes Italien für Preußen und Deutschland gewinnen könne. „Italien, schrieb er Gervinus (4. October 1859), kommt mir recht eigentlich nicht mehr aus dem Sinne und ich merke an mir selber, daß nicht bloß die Jugend das Feldlager überspannter Hoffnungen ist. Wenn es den Italienern gelänge, den Anschluß an Sardinien maßvoll festzuhalten und damit zugleich den Wust des Papstthums abzuschütteln, es wäre eine Lebensquelle in einer Wüste. Wie meiner Meinung nach die Welt steht, sollte Preußen den römischen Katholicismus, der seiner selbst überdrüssig geworden zu sein scheint, ruhig seinen Weg zum Ende gehen lassen und daneben durch die möglichste Verstärkung von Sardinien die Stütze gegen Frankreich zu gewinnen suchen, welche Oesterreich schwerlich mehr gewähren kann. Die Chancen stehen fortwährend, meine ich, vortheilhaft genug für Preußen, aber nur für ein Preußen, welches sich entschließen kann, den Cultus der Mittelmäßigkeit aufzugeben." Und in einem späteren Briefe (20. März 1860) äußert er sich über die Italiener also: „Sie übertreffen bis dahin alle meine Erwartungen weit. Sie scheinen wirklich das Aeschylische *σωφρονεῖν ὑπὸ στένει* gelernt zu haben. Von ihnen kann, wenn sie beharren, großer Trost für Deutschland ausgehen — wenn sie beharren und wir vernünftiger werden, als wir sind."

Gervinus war nicht der gleichen Ansicht. „Den Dingen in Italien, bekannte er (9. Juni 1860) dem Freunde, sehe ich mit mehr Verwunderung als Bewunderung zu. Da liegt doch sehr auf der Oberfläche Alles und ein Unfall in Sicilien wird in Toscana zunächst einen sichern Rückschlag nach sich ziehen. Auf den unmäßigen Jubel dort bei Empfang Victor Emanuels war nach 14 Tagen vollkommener Katzenjammer gefolgt und vor Garibaldis Expedition riethen alle Banquiers in Florenz den Fremden, die Stadt zu verlassen, weil ein Ausbruch unvermeidlich sei. Wenn die Turiner ihre Freiheit nicht

auf eine Art Republikenbund beschränken, mit vollständiger Erhaltung der localen Einrichtungen und Verwaltungen, so prophezeihe ich ein baldiges Ende des schönen Anfangs." Solchen trübseligen Meinungen widersprach Dahlmann ganz entschieden. „Was von Garibaldi schließlich zu halten sei, antwortete er (23. Juni 1860), wird man denn wohl abwarten müssen; vorläufig aber freue ich mich über jedes Bruchstück roher Despotie, das er zertrümmert, und halte es für weltklug, daß in so rüstiger Arbeit begriffen er stets auf den einen Vereinigungspunkt, welcher Allen sichtbar ist, den Victor Emanuel hinweist. Sie wissen, ich lege auf die monarchische Verfassung überhaupt etwas mehr Gewicht, als Sie gerade thun; allein ganz abgesehen davon, ist jetzt die Arbeit mit dem Schwerte die Hauptsache."

„In Deutschland sind jetzt alle hohe Herren nur in der Liebe für den Hochgenuß einer friedlichen Mittelmäßigkeit einig, die ihnen gleichwohl nicht beschcert werden wird. Aber genug, so lange dieser Zustand dauert, darf nichts aufkommen, was höher hinauf geht. Das ist der Grund, weshalb ich von Anfang her ihren Zeitungsplan nicht für praktisch halten konnte. Auch der beste Rath, von nicht Mächtigen ausgehend, kann uns nicht mehr helfen; eine gebieterische That, woher denn auch kommend, muß vorangegangen sein."

Sobald Dahlmann den Blick den heimischen Zuständen zuwendet, lagert sich ein dunkler Schatten auf die Hoffnungen, die er aus den Ereignissen in Italien geschöpft hatte. Keinen Brief schrieb er, in welchem er nicht über den Mangel an höherem Schwung, über den thörichten Wahn, die Lebensfragen Deutschlands mit den gewöhnlichsten Mitteln vollbringen zu können, bittere Klage führt. Die rauschenden Festlichkeiten, die öffentlichen Schmausereien, an welchen jene Tage so überreich waren, erregten seinen hellen Zorn. Um diesen auszuschütten, wartete er nicht die Gelegenheit eines Briefes ab. Er schrieb für sich auf ein Blättchen Papier (22. Juni 1860): „Ich werde, wie ich hoffe, in gutem Glauben an die deutsche Zukunft aus dem Leben gehen; allein ich gestehe es, die Hurrahs widern mich an, welche glauben machen wollen, als sei das schon da, was in bescheidener Erwartung zu erstreben ist. Bei uns

Deutschen darf niemand hoch leben, während Deutschland so niedrig lebt."

Bei aller zornigen Unzufriedenheit war denn doch aber die Stimmung Dahlmanns jetzt von dem dumpfen Hinbrüten weit entfernt, welches am Anfange der fünfziger Jahre seine geistige Kraft gefährdet hatte. Er ahnte, daß die Krisis, durch welche unsere politischen Zustände nun einmal hindurchgehen müßten, nahe, und besaß die Ueberzeugung, daß wenn auch der Bann noch nicht gelöst, so doch wenigstens die Fessel gelockert sei, die bisher die nationale Bewegung gehemmt hatte. Das Volksgemüth konnte noch nicht frohlocken: Es ist anders und besser geworden, es konnte aber doch aufathmen: Es wird anders. Während Dahlmann früher jede Aufforderung zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten spröde zurückwies, ließ er sich nun dazu willfährig finden. Mit der größten Entschiedenheit hatte er es zwei Jahre zuvor abgelehnt, dem Comité für Steins Denkmal sich anzuschließen. Als sich nach Arndts Tode in Bonn ein Comité für Arndts Denkmal bildete, trat er diesem bei und warb sogar um die Mitwirkung Jacob Grimms. „Was sein Wort über deutsche Gemüther vermag, schrieb er (19. Februar) an Auguste Grimm, hat mir seine Schillerrede kürzlich noch gezeigt und sicherlich wäre es ein gutes Werk, wenn Du, mein liebes Kind, ihn bätest, ein Wort zu Ehren Arndts und seines rheinischen Denkmals zu sagen. Ich trage zwar kein so großes Gefallen an dem Denkmalseifer unserer Zeit, zumal bei den Bildsäulen unserer Größen in der Regel fast nur der Kopf in Frage kommt. Aber hier zu Lande wird die Denkmalangelegenheit mit dem größten Eifer aufgefaßt, so daß die Hoffnung aufgeht, sie werde als eine Sache des gesammten deutschen Vaterlandes verfolgt und zu Ende geführt werden. Wirklich ist Arndt durch seine ganze wunderbare Art zu sein, der allgemein verständlichste Mann im Vaterlande geworden; in seinem Lobe vereinigen sich am Ende alle hindernden kirchlichen und politischen Parteien. Nun kann es freilich sein, daß mir die Gefahren, von welchen unsere nahe Zukunft bedroht wird, allzu lebhaft vorschweben; allein gewiß thut es Noth, gerade jetzt keinen einzigen von den Fäden fallen zu lassen, welche Deutschlands Bevölkerung an Preußen knüpfen.

— Der Rhein, von Arndts Standbild behütet, wird um eine feste Burg stärker sein.“*)

Von Dahlmanns Umstimmung legt aber in noch weit höherem Grade Zeugniß ab die Wahl der Vorlesungen, welche er noch in seinem letzten Lebensjahre hielt. Dahlmann hatte überhaupt eine größere Neigung zum Lehrfache als zum Schriftsteller. Nur schwer entschloß er sich zu literarischer Thätigkeit; langsam bedächtig griff er zur Feder, sie fallen zu lassen, kostete ihm kein allzu großes Opfer. So ließ er auch den letzten literarischen Plan, an den er kurz vor dem Ausbruche des italienischen Kriegs bereits Hand angelegt hatte, unausgeführt. Er wollte gleichsam ein politisches Testament errichten, die hervorragendsten Augenblicke seines öffentlichen Wirkens, seine Bemühungen für das holsteinische Recht, seine Vertheidigung der hannoverschen Verfassung, seine Thätigkeit im Jahre 1848 schildern und mit den nöthigen Actenstücken, Briefen begleiten. Die Zeitgenossen sollten ihn kennen lernen, zugleich aber auch die Grundsätze, die ihn geleitet und an welchen er als Greis ebenso unwandelbar festhielt, wie in der Zeit, in welcher er in das Mannesalter getreten. Aber dieser „Rückblick auf sein politisches Leben“ blieb Fragment, nur wenige Blätter davon hatte er wirklich zu Papier gebracht. Freimüthig bekannte er, als ihm die philosophische Facultät zu Halle das Doctordiplom erneuerte, welches er sich vor fünfzig Jahren in Wittenberg erworben hatte „daß seine literarischen Leistungen weit weniger an Zahl und Bedeutung geblieben sind, als man von einer so lange fortgesetzten Lehrerthätigkeit erwarten sollte.“ Viel freier und

*) Ueber Arndt selbst etwas zu schreiben, wozu er vielfach aufgefordert wurde, konnte er sich aber doch nicht entschließen. Eifrig las er aber Alles, was über Arndt veröffentlicht wurde. Und als ihm E. Labes in Jena sein frisches Arndtbüchlein sandte, erzählte er diesem als Gegengabe ein kleines Erlebniß mit Arndt: „Als in den vierziger Jahren der Erbprinz von Meiningen hier studirte und von seinem Vater, dem regierenden Herzog, besucht ward, waren unter Andern auch Arndt und ich zur Tafel eingeladen. Arndt war sehr belebt und erzählte mancherlei aus den großen Jahren. Plötzlich wandte er sich mit gehobenem Glase an mich mit den Worten: Ist es aber nicht eine wahre Schande, lieber Dahlmann, daß wir nicht längst Du mit einander sind? und brachte mir mit seiner nicht leisen Stimme förmlich Brüderschaft zu, zur unsäglichen Ergötzung des Herzogs und der sonst anwesenden Fürstlichkeiten. — So war er!“

ungebundener bewegte er sich in den akademischen Vorlesungen, die er nicht allein mit dem größten Eifer hielt, stetig nachbesserte und ergänzte, in welche er auch seine politischen Stimmungen vollständig hineinlegte. Daß die Wissenschaft dem Leben fern bleiben solle, konnte er niemals verstehen, daß die historische Erzählung „in die Gegenwart ausmünde", sah er den Studenten gegenüber, deren Kenntnisse er nicht nur bereichern, sondern deren sittlichen Charakter er auch bilden wollte, als eine wesentliche Aufgabe des Lehrers an. Noch mehr. Durchzog eine bestimmte politische Strömung den Volksgeist, weckten die Ereignisse des Tages für gewisse Länder und Zeiten ein sicheres Interesse, so brachte er gern seine Vorlesungen mit dem herrschenden Gedankenkreise in eine unmittelbare Verbindung.

Nach dem Jahre 1848 erzählte er ausführlich und eingehend von den jüngsten Schicksalen Deutschlands und führte die deutsche Geschichte bis zum Schlusse des Frankfurter Parlaments. Als der Krimkrieg die Aufmerksamkeit auf den Osten lenkte, las er über die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen. Diese Vorlesungen, von Dahlmann in seinem siebzigsten Jahre ausgearbeitet, gehören zu den besten, die er jemals gehalten hat. Mit großer Kunst zeichnete er die fremdartigen Zustände und die noch fremdartigern Persönlichkeiten, welche Rußland groß gemacht hatten, die rohen Kraftmenschen, deren Bestialität man verabscheut, deren Energie man aber dennoch anerkennen muß. Er hat das Wesen des Volkes scharf in das Auge gefaßt, er weiß die Naturen Peters des Großen, Katharina II., Paul I., Menschikows, Ostermanns, Suwarows farbig zu schildern und die Erzählung von den russischen Dingen durch die Verflechtung mit den europäischen Ereignissen anziehend zu gestalten.

„Rußland ist von den Blitzstrahlen unberührt geblieben, welche die Völker des europäischen Abendlandes geistig durchglüht und entzündet haben. Der Russe kennt keine Kreuzzüge, keinen Katholicismus mit seinem herrschenden Papstthum und folglich auch keine Reformation. Für das Alles konnte die geistlose Einförmigkeit der griechischen Kirche nur schwachen Ersatz geben; keine einzige Wissenschaft hat sich im russischen Volke entwickelt. Dazu kamen die muhamedanischen Tataren, welche Jahrhunderte lang dem alten freien

russischen Volksleben den Charakter der Dienstbarkeit aufprägten und die russischen Theilfürsten, die ihnen gehorchen mußten, auch zu Zwingherrn ihrer russischen Unterthanen machten, so daß der Russe, als die Tataren endlich wichen, nur von einer Zwingherrschaft in die andere überging. Was blieb für das russische Volk übrig? Eine gründliche Tapferkeit, die jedoch des ritterlichen Schwunges und dessen ermangelt, was wir anderen Europäer Ehre nennen und auch auf den (nicht zu knutenden oder zu schlagenden) Körper ausdehnen; ein in Dogmen erstarrtes Christenthum, welches den Weg zur Versöhnung von Glauben und Wissen nicht einmal versucht; im Uebrigen viele patriarchalische Gastfreundschaft, unbeschadet der Neigung Jedermann zu übervortheilen und der größesten Gewandtheit darin. In zwei Punkten excellirt der Russe. In der Beharrlichkeit die angewiesene Arbeit zu vollbringen wird der Altrusse von keinem Volke der Welt übertroffen und von wenigen Völkern auch in der Bereitwilligkeit, für die Gesammtheit, für das heilige Rußland Opfer zu bringen."

Ueber Peter den Großen urtheilte Dahlmann, daß er, „durch die Offenkundigkeit seines Wandels der Nachwelt gleichsam ein Daguerreotyp hinterlassen hat, welches jeden an ihm haftenden Makel wiedergibt, der seine Größe entstellt, aber darum nicht vertilgt hat." Und in Bezug auf Kaiser Alexander that er den Spruch: „Die Politik, in welche sich Rußland seit Jahrhunderten eingelebt hat, erlaubte nicht, daß es von einem reinen Character beherrscht werde. Der Jüngling Alexander bestieg mit würdigen Vorsätzen den Thron, aber dennoch befleckt mit einer, wenn schon unfreiwilligen Theilnahme am Vatermorde und als Vollender des Raubes von Georgien."

Dahlmann liebte Rußland nicht. „Es war eine kurzsichtige Politik, meinte er, welcher Dänemark, Polen-Sachsen, Preußen und England-Hannover folgten, als sie dazu halfen, die Eisenstangen des Käfigs zu zerbrechen, hinter welchen Schweden zur Zeit seiner Größe das Ungethüm des eisigen Ostens gefangen hielt." Und über die äußere Politik Rußlands fällte er das härteste Urtheil. „Wohl haben die Männer Recht, welche den Nationen vom Cultus des unbedingten Humanismus abrathen. Schon dem Einzelnen ist wenig zu empfehlen,

daß er seinen Backen für den zweiten Streich dem hinhalte, der ihm den ersten gab; vollends ist eine Nation zu demjenigen Egoismus berechtigt, ja verpflichtet, welcher der Gewichtigkeit seines Wesens entspricht; aber eben deshalb nicht zu dem entehrenden Egoismus des Wolfes, der Alles zerreißt, was ihm nahe kommt." Wölfisch erschien ihm die Politik Rußlands, gleichviel ob sie ihre Vergrößerungsgier einfach auf ihre größeren materiellen Mittel stützte, wie in der alten Zeit, oder ob sie ihr Eroberungssystem, wie seit Kaiser Paul, durch die Doctrin rechtfertigt, Rußland sei von der Vorsehung berufen, die Erhaltung der politischen und religiösen Ordnung in unserem Welttheil überall gegen die Theorien des Umsturzes zu wahren. Das hinderte ihn aber nicht, die Pflichten des Historikers gewissenhaft und mit sachlichem Eifer zu erfüllen und von der Entwicklung Rußlands ein Bild zu gestalten, das eben so sehr durch Gediegenheit des Urtheils und die behagliche Ruhe der Schilderung fesselt, wie es über die politische Bedeutung des Riesenreiches trefflichen Aufschluß giebt.

Noch einmal wählte Dahlmann für seine Vorlesungen einen Stoff im Einklange mit der herrschenden politischen Stimmung. Im Winter 1860 trug er die Geschichte Friedrich des Großen vor. Das war die letzte Vorlesung, die er entwarf, die letzte, die er hielt. „Man darf keinen Faden fallen lassen, welcher Deutschlands Bevölkerung an Preußen knüpft," war nach dem italienischen Kriege seine Mahnung gewesen. Dazu wollte auch er nun durch seine Vorlesung beitragen. Vollkommen hatte er am Abend seines Lebens die Abneigung überwunden, welche ihm Jugendeindrücke gegen den großen König eingeflößt hatten. „Der Verherrlichung Friedrichs, sagte er zwar in seinen Einleitungsworten, denke ich mich nicht vorzugsweise zu befleißigen, mir soll es genug sein, wenn der Wahrheit ihr Recht geschieht. Der Mann ist wie er ist, groß genug und kann gern auch einigen Tadel auf seine breiten Schultern nehmen." Aber was Friedrich der Große für Preußen, auch für das Preußen der Gegenwart bedeutet, war ihm vollkommen klar. „Wir bedürfen fürwahr einer Erinnerung an die Thatkraft des großen Friedrich, bedürfen einer entschiedenen Ablenkung von der Ohnmacht der Phrase," so hub er seine Erzählung

an, wie Preußen aus kleinen Anfängen sich durch die Klugheit und Kraft seiner Fürsten zur Größe erhoben hatte. Seine letzten Gedanken waren Preußen, seine letzten Wünsche der Wiedererstarkung dieses Staates und damit Deutschlands gewidmet.

Seinen Plan, die Geschichte Friedrichs des Großen zu erzählen, brachte er nicht zu Ende. Am 7. November 1860 hatte er die Vorlesungen begonnen, eingehend geschildert, mit Liebe und Einsicht dargelegt, wie der Staat Preußen durch den großen Kurfürsten und dessen Nachfolger gegründet worden war — da wurde seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Oede und einsam war es allmälig um Dahlmann geworden. Der Tod hatte in seiner Familie, unter seinen Freunden große Lücken gerissen. Schwer hatte ihn namentlich der Tod Wilhelm Grimms getroffen. Von seinem Schmerze übermannt warf er sich laut weinend Welcker in die Arme, als er die Nachricht von diesem Verluste empfangen. Es war mit Wilhelm Grimm ein Stück seines eigenen Lebens zu Grabe getragen worden. Und so löste sich jetzt Stück für Stück von seinem Leben ab. Im Hauskalender häuften sich die Einzeichnungen von Todesfällen. Arndt, die „theure" Dora Hensler, Bunsen — die Notiz von Bunsens Tode war die letzte, welche Dahlmann eintrug — starben rasch auf einander. Auch die Körperkräfte sanken in letzten Jahren bedenklich. Zwar sein Haupthaar war dicht und schwarz geblieben, aber gebeugt wurde die Haltung, schwerfällig der Gang, die Schmerzen im Kopfe oft unerträglich. „Ich muß die Segel schon zusammenreffen," sprach er zu seinen Freunden. Eine Badecur in Carlsbad, im Herbste 1860, in Begleitung der Enkelin unternommen, brachte einige Erleichterung, ruhige behagliche Tage verlebte er im September noch bei den treuen, herzlich ergebenen Wentorps in Rothenhausen. Die Familie hoffte, er werde vielleicht den Winter überdauern. Da warf ihn am Abend des 2. December ein Schlaganfall nieder. Mit dankbarer Liebe blickte er noch auf den rasch von Linz herbeigeeilten Sohn, auf Schwiegertochter und Enkelin; aber die Sprache und das volle Bewußtsein kehrten nicht wieder zurück. Schmerzlos verschied Dahlmann nach vollendetem fünfundsiebzigsten Jahre am 5. December 1860.

Auf dem Bonner Friedhofe steht Dahlmanns Denkmal: eine Granitstele mit dem erzgegossenen Reliefbilde Dahlmanns, von Afingers bewährter Künstlerhand geschaffen. Die Freunde, welche das Denkmal aus Erz und Granit errichten ließen, hatten dabei keine bewußte symbolische Absicht; dennoch sagt sich Jedermann unwillkürlich, daß in diesen Stoffen Dahlmanns innerste Natur sich wahrhaftig wiederspiegelt.

Dahlmann war kein weicher, beweglicher Geist, welcher die Eindrücke der Welt leicht in sich aufnahm und in raschem Wechsel in vielgestaltige Formen ausprägte, Dahlmann war kein reicher Geist, dem eine verschwenderische Fülle von Gedanken stetig zuströmte, eine erst durch das Lebensende begrenzte Entwicklung vergönnt war. Eine arme, freudenleere Jugend, die Einsamkeit bis zum reifen Mannesalter hatten ihn nicht allein karg im Ausdrucke gemacht, sondern auch in einen beschränkten Kreis, den er umfassen konnte, gebannt. Aber die Eingezogenheit hatte ihn gelehrt, sich zusammenzuziehen, jeden Gedanken, dessen Richtigkeit er erkannt, stark zu nähren, kräftig auszubilden und in die schärfste und reinste Form zu gießen. So eroberte er sich die unzerstörbare Härte und Treue der Ueberzeugung, die Gediegenheit und geschlossene Ganzheit des Wesens, die seinen Lebensgang schon an sich bedeutsam erscheinen läßt. Doppelt bedeutsam wird derselbe durch den inneren Gehalt seiner starken Gedanken, durch die Uebereinstimmung seiner Grundsätze mit den besten Wünschen und edelsten Zielen des deutschen Volkes.

Ein Mann des unmittelbaren großen Erfolges war zwar Dahlmann nicht. Sein historisches Hauptwerk wurde durch den entlegenen Gegenstand einem weiteren Leserkreise entfremdet, seine Lehre vom Staatswesen wurde nach eigenem Geständniß von den Ereignissen überholt und verlor ihre unmittelbare Geltung. Auch an sein öffentliches Wirken heftete sich nicht der Sieg. Dreimal war er in den Vordergrund der politischen Thätigkeit getreten. Er hatte in Kiel für die Rechte Schleswig-Holsteins gekämpft, in Hannover die brutal zu Boden geworfene Verfassung vertheidigt, in Frankfurt endlich die Kaiserpartei geführt. Und als Dahlmann starb, lastete auf Schleswig-Holstein der dänische Druck ärger als je, thronte in

Hannover noch immer das Geschlecht der Verfassungsbrecher und Deutschenfeinde, und lebte das deutsche Kaiserreich nach wie vor nur im Traume.

Dennoch durfte er sich wie nur wenige Männer einer wirkungsreichen Thätigkeit rühmen. Ohne eine historische Schule zu gründen, übte er auf die jüngeren Fachgenossen den nachhaltigsten Einfluß. Sie erbten von ihm die Kraft, auch mit warmer menschlicher Empfindung die Ereignisse zu betrachten, sie erbten die lebendige vaterländische Gesinnung und die liebevolle Achtung des eigenen Staates. Wenn unsere Geschichtsschreibung nicht mehr vaterlandslos ist, wenn sie den deutschen Geist bewährt, nicht allein durch gediegene Forschung und die wahrheitsgetreue Schilderung, wenn sie auch in dem Sinn national geworden ist, daß sich unser Volk in derselben wiedererkennt, sein Herz, seine Natur und seine Ziele hier abgespiegelt schaut, so verdankt sie es dem hervorragenden Beispiele Dahlmanns. Segensreich war auch die Wendung, welche er unseren politischen Grundsätzen verlieh. Während der größte Staatskünstler des sechszehnten Jahrhunderts mit einziger Klarheit erkannt hatte, daß die gewöhnlichen Regeln der Moral nicht auf die Beziehungen von Staat zu Staat anzuwenden sind, lehrte Dahlmann, daß dennoch auch hier ein ethisches Verhältniß walte und hat diese echt deutsche Lehre tief in das Volksbewußtsein eingegraben.

Es war Dahlmann nicht vergönnt, so lange er lebte, an den Früchten seines politischen Wirkens sich zu erfreuen, seine Ziele erreicht, seine Wünsche siegreich zu erblicken. Erst uns Ueberlebenden ist es gestattet, Dahlmanns Thätigkeit in ihrem ganzen Werthe ins Auge zu fassen. Wir vergessen nicht, daß Dahlmann es war, welcher die wohlbegründete Forderung Schleswig-Holsteins, vereint zu bleiben und deutsch zu werden, zuerst dem deutschen Rechtsbewußtsein nahe gerückt, die ersten Fäden mitgesponnen hatte, durch welche die Sache Schleswig-Holsteins mit den allgemeinen deutschen Interessen verwebt wurde. Wir vergessen nicht, daß er durch seinen Protest gegen die Vernichtung der Verfassung in Hannover dem Particularismus einen schweren Streich versetzt hat, von welchem sich dieser niemals wieder vollständig erholte. Die kleinen Regierungen erkannten wir seitdem

als unfähig zum Guten, aber als mächtig genug, Böses zu verüben. Am wenigsten vergessen wir, mit welcher beharrlichen Treue und mit welchem unerschütterlichen Eifer Dahlmann für Deutschlands Einigung unter Preußens Führung gestritten hat. Unter den Ahnenbildern des neuen Deutschen Reiches ist neben einem Stein, Arndt auch Dahlmann eine Stelle für immer gesichert, gesichert auch das ehrenvolle Andenken bei den kommenden Geschlechtern. Möge das Andenken lange lebendig bleiben. So lange uns Dahlmanns Bild nicht unverständlich geworden ist, so lange seine Characterstärke, sein unbeugsamer Wille, sein Rechtssinn uns Achtung gebieten und willig als Muster geehrt werden, so lange der Grundsatz bei uns waltet und herrscht, welcher den Kern seiner Natur bildete: Die besten Kräfte muß jeder Einzelne dem Staate hingeben, der Staat aber darf nicht verfehren, was unser Dasein werthvoll, unsere Seele gottähnlich macht, unser sittliches Wesen — so lange steht auch nicht zu fürchten, daß die Größe Deutschlands die Mittagshöhe bereits überschritten hat.